

# Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang VIII. IX

1894.

1894.

Herausgegeben und redigiert

von

*akw. 1450.*  
*Dr: XVII. 352.*  
**A. Mayer-Winde.**

16. Band, 1. Heft. - 6

**Wien.**

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Wildenmannsgasse 6.

# Inhalt.

	Seite
Die k. und k. Flotte. Von A. v. R. . . . .	1
Die Fürsten zu Windisch-Grätz. Von P. v. Radics . . . . .	19
Die Geige in der Volksdichtung der Bizeuner Ungarns. Von Dr. Anton Herrmann . . . . .	38
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn . . . . .	55
Literarische Neuheiten aus Tirol. Von Dr. Ambros Mayr.	
Oesterreichisch-Ungarische Dichterhalle . . . . .	60
Ostern 1894. Von Stephan Milow. — Gedichte von Josef V. Sládek. Aus dem Czechischen übersezt von Bronislav Wellek. Im Sturm. Bei der Druckerpresse. Ja, ich schließ auch nicht! Die Kinder. Sphing. — Trostlied. Von Ambros Mayr. — Die Abtissin von St. Clara. Eine Erzählung aus dem alten Wien von Ludwig v. Mertens.	



## Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Oesterreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Oesterreichisch-Ungarische Dichterhalle“ bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Oesterreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII. Wildenmannsgasse 6, entgegen.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Sechse Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Oesterreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 Mark = 20 Francs; halbjährig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 Francs = 20 Schilling; halbjähr. 13 Francs = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland Mark 2 = 2.50 Francs.



Dz. XVII 1.3/4  
l. k. .... akw.

## Die k. und k. Flotte.

Von H. v. K.

Wola.

Die Zeiten, in denen unserer Kriegsmarine seitens des Binnenlandes wenig oder gar kein Interesse entgegengebracht wurde, sind erfreulicherweise vorüber. Die Erzeugnisse unserer maritimen Literatur finden zahlreiche Freunde, in den Tagesblättern mehrten sich die gerne gelesenen Nachrichten über die Flotte und ihr Personal, die Nothwendigkeit einer tüchtigen Marine für die Großmachtstellung der Monarchie kann nicht mehr bestritten werden. Ein kräftiges Beweismittel für die vorstehenden Ausführungen bietet die Thatsache, daß die neuesten russischen Bestrebungen im Mittelmeere und die gegenwärtige politische Constellation in weitesten Kreisen die Frage, ob sich die österreichisch-ungarische Flotte auf der Höhe der an sie gestellten Anforderungen befinde, wieder aufzurollen vermochten.

Die Kriegsmarinen haben zahlreiche Friedensmissionen, die theils militärischer und seemännischer, theils wissenschaftlicher und politischer Natur sind, zu erfüllen; im Kriege kommt ihnen die Vertheidigung der vaterländischen Küsten, die Unterstützung der Operationen der Landheere und der Schutz der nationalen Handelschiffahrt zu. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß unsere Marine ihren Friedensaufgaben in vollstem Maße gerecht wird; die Leistungen unserer Seeofficiere und Ingenieure auf wissenschaftlichem Gebiete sind ebenso bekannt wie der ehrenvolle Ruf tüchtiger Seemannschaft, den sich unser Flottenpersonale errungen hat. Die finanziell besser dotierten Flotten der anderen Großmächte, die Türkei ausgenommen, haben aber in den

letzten Jahren einen derartigen Aufschwung genommen, daß unsere Kriegsmarine trotz unleugbarer großer Fortschritte in ihrem Ausbaue zurückgeblieben ist.

An modernen Schlachtschiffen besitzen wir derzeit nur drei, die Thurmischeffe „Kronprinz Erzherzog Rudolf“ und „Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie“ und das Casemattschiff „Tegetthoff“, doch gehören auch diese nach ihrem Tonnengehalte nur zur dritten Classe der Schlachtschiffe. Die bereits bewilligten, im Baue befindlichen Küstenvertheidiger werden zwar auch zu dieser Gruppe zählen, doch hat es bis zu deren endgiltiger Fertigstellung noch lange Zeit. Die Casemattschiffe „Erzherzog Albrecht“ und „Custoza“ gehören einem veralteten Systeme an. Die beiden übereinander installierten Batterien dieser Schiffe bedingten eine bedeutende Höhe ihrer Oberwassertheile, welche nun durch die zunehmende ballistische Leistungsfähigkeit der modernen Schiffsgeschütze ebenso bedroht werden, wie die nur wenig Schwimffähigkeit gewährenden Unterwassertheile durch die mittlerweile gleichfalls fortgeschrittenen unterseeischen Waffen gefährdet werden. Die erst kürzlich diesen Schiffen eingebauten wasserdichten Wände, durch die eine Vermehrung der wasserdichten Abtheilungen erreicht wurde, haben die Schwimffähigkeit derselben etwas gehoben. Die drei kleinen Panzerschiffe der „Prinz Eugen“-Classe besitzen zwar eine gepanzerte Casematte mit schweren Geschützen, doch weder directen Bug- noch Heckschuß. Die Schiffe der beiden letzterwähnten Typen haben überdies eine für neuere Geschütze unzureichende Panzerstärke, sie leiden auch an dem Uebelstande, nur eine Schiffsmaschine zu besitzen, sind daher bei eventueller Havariation der letzteren bewegungsunfähig. Welchen Wert in einem solchen Falle das Zweischraubensystem darstellt, erhellt aus den in jüngster Zeit mit dem spanischen Kreuzer „Infanta Maria Teresa“ vorgenommenen Versuchen, bei welchen dieses Schiff, mit einer Maschine allein fahrend, noch immer über zwölf Seemeilen stündlich zurückzulegen vermochte.

Die beiden hölzernen Panzerschiffe „Kaiser“ und „Habsburg“ können, wengleich dieselben noch in der Flottenliste geführt werden, keineswegs mehr zu den Schlachtschiffen gezählt werden. Ersatz derselben sind die im Baue befindlichen Küstenvertheidigungsschiffe. Die gut bestückten und schnell laufenden Rammkreuzer haben nur ein Panzerdeck („Maria Theresia“ zwar auch noch einen leichten Seitenpanzer), können deshalb nicht als Panzerschiffe gerechnet werden. Die Torpedoschiffe Typ „Panther“ haben keinen Panzerschutz, die älteren Schiffe

des Typs „Sebenico“ hingegen eine zu geringe Geschwindigkeit, überdies ist auch die Zahl der für den Seekrieg so nothwendigen Kreuzer derzeit noch zu gering. Die benötigte Anzahl von Torpedo-Fahrzeugen und -Booten wurde noch nicht erreicht. Aus dem bisher Erwähnten und aus der beigelegten Übersichtstabelle geht wohl zur Genüge hervor, daß die durch die Finanzlage der Monarchie behinderte Entwicklung unserer Kriegsflotte den Wunsch nach Besserung dieser Verhältnisse berechtigt. Bemerket sei, daß auch die in Tegetthoffs Flottenpläne angestrebte Schiffszahl niemals erreicht wurde.

Dennoch ist in dem letzten Decennium sehr viel für die Steigerung des Gefechtswertes der Flotte geschehen. In dieser Zeit wurde ein Panzerschiff glücklich modernisiert, zwei neue Panzerschiffe, drei Torpedorammkreuzer, drei Torpedoschiffe, sechs Torpedofahrzeuge und 53 Torpedoboote wurden gebaut, der Train hat durch die Erbauung je eines Cisternen-, Minenlegungs-, Torpedodepot-, Pumpen- und Schleppschiffes aufgehört, nur auf dem Papiere zu existieren. Die Artillerie der neuen Schiffe besteht aus modernen langen Kanonen von erhöhter Präcision und Wirkung, die Zahl der Schnellfeuerkanonen ist beträchtlich vermehrt und das stete Steigen des Calibers dieser Feuerwaffen berücksichtigt worden; die Torpedoarmierung wurde ausgestaltet, die Takelage der Panzerschiffe aufgelassen und durch Militärmasten mit Gefechtsmarsen ersetzt. Hierzu kommen noch große Fortschritte auf taktischem, technischem und administrativem Gebiete, die erhöhte Bereitschaft des schwimmenden Flottenmaterials und eine aufs äußerste angespannte Thätigkeit und Schulung des Personales.

Die k. und k. Kriegsflotte wird in vier Hauptgruppen geschieden und zwar: I. die operative Flotte, II. Schiffe für specielle Zwecke der Flotte, III. Schulschiffe und deren Beischiffe, IV. Hulks.

Der operativen Flotte, welche den Kern unserer Seemacht bildet, fallen im Kriege alle Offensiv- und Defensivmaßnahmen zu, und wird derselben daher auch schon im Frieden besonderes Augenmerk zugewandt. Die alljährlich in größerem Umfange stattfindenden Manöverperioden eines Theiles der operativen Flotte dienen einerseits zur Ausbildung der Bemannungen, andererseits bieten dieselben den zur Führung der Flottenabtheilungen und Schiffe Berufenen Gelegenheit, sich für ihre im Kriege besonders verantwortungsvolle Stellung Erfahrungen zu sammeln.

Die operative Flotte scheidet sich wieder in Schlachtschiffe (Thurmschiffe, Casemattschiffe und Rammkreuzer), Kreuzer (Torpedoschiffe, -Fahrzeuge und -Boote), Trainschiffe und Flußschiffe.

Zu den Schlachtschiffen gehören in erster Linie die beiden Thurm-  
schiffe „Kronprinz Erzherzog Rudolf“ und „Kronprinzessin Erzherzogin  
Stephanie“. S. M. Schiff „Kronprinz Erzherzog Rudolf“ ist auf der  
Werfte des Constructionsarsenales in Pola größtentheils aus in-  
ländischem Materiale erbaut und im Sommer 1887 in Gegenwart  
S. M. des Kaisers und Königs vom Stapel gelassen worden. Dieses  
Schiff hat ein Deplacement von 6940 Tonnen, es ist 90 m lang  
und 19 m breit, sein Tiefgang beträgt im Mittel 7.4 m. Die  
beiden Schiffsmaschinen, voneinander durch eine wasserdichte Längs-  
wand getrennt, indicieren 7500 Pferdekräfte und ertheilen dem Schiffe  
eine Geschwindigkeit von 16 Seemeilen stündlich; Dynamomaschinen,  
Luftcompressionspumpen, hydraulische Maschinen für Geschützbedienung,  
Ventilatoren und sonstige Hilfsmaschinen befinden sich gegen feindliche  
Schüsse geschützt in einer gepanzerten Citadelle. Auf dem Oberdecke  
befinden sich für die en barbette feuernden drei großen, 35 Caliber  
langen 30.5 cm=Krupp'schen Geschütze zwei durch einen Panzer  
von 279 mm Stärke geschützte Thürme. Einer derselben ist unter  
der Commandobrücke, besitzt eine ovale Form, ragt über die Bord-  
wände vor und nimmt zwei der vorbezeichneten Geschütze und zwar je  
eines per Bordseite auf. Der zweite Thurm liegt im hinteren Drittel der  
Schiffslänge und trägt das dritte Geschütz, das den bedeutenden  
Befreichungswinkel von 275 Graden besitzt. Die Bestückung des Schiffes  
vervollständigen eine zwischen den beiden Thürmen befindliche un-  
gepanzerte Vorkbatterie mit sechs 12 cm=Schnellfeuergeschützen in Breit-  
seiteaufstellung, neun Schnellfeuergeschütze von 47 mm Caliber, welche  
auf dem Oberdecke, der Brücke und der Gallerie vertheilt sind, zwei in  
der Mars des Gefechtsmahtes installierte Schnellfeuertanonen von 37 mm  
Caliber und zwei 7 cm=Uchatius-Geschütze, die für den Boots- und Feld-  
dienst bestimmt sind. Vier Lancierapparate für Whiteheadtorpedos und  
der Sporn, in den der Vorsteven des Schiffes ausläuft, ergänzen  
dessen Bewaffnung. Tief unter Wasser reichende Bullivantneze schützen  
den stählernen Kumpf gegen feindliche Torpedos, vier mächtige elektrische  
Scheinwerfer dienen zur Beleuchtung des Außenfeldes. Ein Panzerdeck  
und zahlreiche wasserdichte Abtheilungen erhöhen den Gefechtswert des  
„Rudolf“.

S. M. Schiff „Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie“, das 1887  
auf der Werfte des Stabilimento tecnico triestino vom Stapel lief,  
ist etwas kleiner (5150 Tonnen Deplacement), besitzt aber eine etwas  
stärkere Maschine (8300 indicirte Pferdekräfte) und einen durchgängigen

Gürtelpanzer. Am Oberdeck befindet sich ein dem vorderen Thurne des „Rudolf“ ähnlicher, doch um ein geringes schwächer gepanzerter Geschützturm, der ebenfalls zwei lange 30·5 cm-Rohre trägt. Eine Batterie von sechs 15 cm-Geschützen, welche durch Splitterschotte geschützt sind und sich in Breitseiteaufstellung befinden, elf Schnellfeuerkanonen, die auf dem Oberdeck und in den Marsen der beiden Militärmaste installiert sind, endlich zwei 7 cm-Geschütze bilden die sonstige Bestückung des Schiffes. Schuzneze, elektrische Scheinwerfer, Lancierapparate, wasserdichte Abtheilungen und Panzerdecke gehören, wie übrigens bei allen unseren eisernen Panzerschiffen und Rammkreuzern, auch bei S. M. Schiff „Stephanie“ zur Schiffsausrüstung. Bei der im Jahre 1890 nach der Ost- und Nordsee ausgeführten Reise der österreichisch-ungarischen Escadre bewährten sich die beiden vorbeschriebenen Schiffe als gute Seeschiffe.

Das dritte, modernen Anforderungen entsprechende Schlachtschiff unserer Flotte ist das Casemattschiff „Tegetthoff“, welches mit 7390 Tonnen das an Displacement größte Schiff unserer Flotte ist. 1878 vom Stapel gelassen, wurde dieses Schiff im Vorjahre einer bedeutenden Amelioration unterzogen. An Stelle der alten Maschine, deren riesige Cylinder durch das große Kolbengewicht ausgerieben wurden, erhielt „Tegetthoff“ zwei neuartige Compoundmaschinen von 8800 indicierten Pferdekraften und Zwillingsschrauben, wodurch das Schiff an Geschwindigkeit gewonnen hat. In der durch eine Panzerwand getheilten, von starkem Panzer umgebenen Casematte befinden sich sechs 35 Caliber lange 24 cm-Geschütze (früher kurze 28 cm-Rohre), deren Bestreichungswinkel durch die muschelförmige Construction der Stückporten vergrößert werden. Bei den vier Eckgeschützen, die einen Sector von 120 Graden zu bestreichen vermögen, erfolgt das seitliche Richten durch Elektromotoren. Auf Deck befinden sich fünf Schnellfeuerkanonen von 15 cm Caliber, elf leichtere Schnellfeuerkanonen und zwei 7 cm-Bootsgeschütze, in den doppelten Marsen der Militärmasten vier Schnellfeuerkanonen von 47 mm Caliber und zwei Mitrailleur System Stoda-Dormus (früher sechs bronzene 9 cm- und zwei solche 7 cm-Geschütze, elf Schnellfeuerkanonen).

Die Casemattschiffe „Custoza“ und „Erzherzog Albrecht“ sind einander sehr ähnlich; ersteres hat 7060, letzteres 5940 Displacementstonnen. Beide sind 1872 vom Stapel gelaufen, haben zwei übereinander angeordnete Batterien mit je vier schweren Geschützen, acht bronzene 9 cm-, zwei solche 7 cm-Geschütze und elf Schnellfeuerkanonen; ihre

Panzerung ist weitaus schwächer als jene der vorbeschriebenen Schiffe. Die Casemattgeschütze der „Custozza“ haben 26 cm, jene des „Albrecht“ 24 cm Caliber. Beide ragen hoch aus dem Wasser, haben daher weite und lustige Räume. „Custozza“ und „Albrecht“ entstanden, als man das „Bug an“ für den obersten Grundsatz der Seetaktik festhielt. Ihre Geschützinstallierung, die ihnen bei Stückfortenwechsel den directen Bugschuß aus vier schweren Geschützen gestattet, fand seinerzeit viele Freunde. Bei den noch erübrigenden, später erbauten Casemattschiffen der „Prinz Eugen“-Classe kam man aber wieder von diesen Grundsätzen ab.

S. M. Schiffe „Prinz Eugen“, „Kaiser Max“ und „Don Juan d'Autria“ haben eine casemattierte Centralbatterie mit je sechs 21 cm-Geschützen, von denen je zwei in einem kleinen Winkel zur Kiellinie gegen vorne feuern können. Das erstgenannte ist 1877, die beiden anderen sind 1875 vom Stapel gelassen worden. „Prinz Eugen“ und „Kaiser Max“ haben 3566, „Don Juan d'Autria“ hat 3550 Tonnen Displacement; diesem Tonnengehalte entsprechend, ist deren Panzerung noch schwächer als bei „Custozza“ und „Albrecht“. Außer den bereits erwähnten schweren Geschützen besitzen diese Schiffe noch sechs bronzene 9 cm- und zwei 7 cm-Geschütze sowie elf Schnellfeuerkanonen.

Die Panzerfregatte „Habsburg“, einer der wenigen noch activen Mitkämpfer von Vissa, ist ein durchwegs altartiges Schiff und wie das aus dem ehemaligen Linien- und Linienschiff gleichen Namens reconstruierte Casemattschiff „Kaiser“ aus Holz gebaut. Wie schon eingangs erwähnt, sind die Ersatzbauten für diese beiden Schiffe bereits in Angriff genommen worden.

Die Rammkreuzer, drei leichte, nur wenig geschützte Schiffe von hoher Fahrgewindigkeit (über 19 Seemeilen stündlich), die sämtlich beim Stabilimento tecnico triestino erbaut wurden und in ihrer Art vortrefflich gelungen sind, können bedingungsweise als Schlachtschiffe verwendet werden. Trotzdem sind dieselben nicht imstande, Panzerschiffe vollwertig zu ersetzen. Großen, gut bestückten Kreuzern kommen im Kriege ohnehin zahlreiche andere und höchst wichtige Aufgaben zu, wie z. B. Deckung von Torpedoflotillen, Convoi von Transporten, Schutz der eigenen Dampfschiffahrtslinien, Bedekdienst bei Märschen und Blockaden u. s. f. Die Rammkreuzer „Kaiser Franz Josef I.“ und „Kaiserin Elisabeth“, ersteres 1889, letzteres 1890 vom Stapel gelassen, besitzen 4030, beziehungsweise 4064 Tonnen Displacement und 9000 indicierte Pferdekräfte, S. M. Schiff „Kaiserin und Königin

„Maria Theresia“ bei 5270 Tonnen 10.000 indicierte Pferdekkräfte. Alle drei tragen an den Schiffsenden je einen leicht gepanzerten Thurm, der zur Aufnahme eines 35 Caliber langen 24 cm-Geschützes bestimmt ist. Die erstgenannten Schiffe führen überdies noch sechs 15 cm-Geschütze und elf Schnellfeuerkanonen, deren Zahl demnächst erhöht werden wird, „Maria Theresia“ hingegen acht 15 cm-Schnellfeuergeschütze und 18 leichtere Schnellfeuerkanonen; Landungs- und Bootsgeschütze sind auch bei diesen Schiffen je zwei bronzene 7 cm-Geschütze. Die Geschützinstallierung der Rammkreuzer ist eine sehr günstige, alle Geschütze haben große Bestreichungsfelder zueigen. Die Maschinen und die hydraulischen Geschützbedienungsanlagen werden durch ein Panzerdeck, beziehungsweise den Thurmpanzer, bei „Kaiserin und Königin Maria Theresia“ überdies durch einen leichten Gürtelpanzer geschützt. Die Schiffsmaschinen dieser Kreuzerklasse verdienen eine besondere Erwähnung, weil die auf „Kaiser Franz Josef I.“ zum erstenmale an Bord eines größeren Schiffes installirten Dreifach-Expansionsmaschinen mit liegenden Cylindern in der denselben gegebenen Anordnung vorzüglich entsprochen haben. Bezeichnend für letzteren Umstand ist, daß S. M. Schiff „Kaiserin Elisabeth“, welches mit dem Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este den größten Theil von dessen Weltreise zurücklegte und im ganzen 12 Monate in fernen Gewässern zubrachte, trotz der starken Inanspruchnahme des Maschinencomplexes niemals eine Maschinenhavarie erlitten hat.

An dieser Stelle sei noch ein anderer Erfolg unserer vaterländischen Industrie hervorgehoben, der die Kriegsmarine der Nothwendigkeit enthebt, das Panzermateriale vom Auslande zu beziehen. Die im November vorigen Jahres auf dem Marineeschießplatze in Pola vorgenommenen Probebeschießungen von Panzerplatten ergaben nämlich eine Superiorität der vom Wittkowitz Werke erzeugten Panzerplatten gegenüber den von den Firmen Krupp, Dillingen, Cammell und Vickers eingelieferten Platten gleicher Stärke.

Die Angriffsoperationen der Schlachtschiffe und die Vertheidigung unserer Küste werden durch die Torpedoflotte unterstützt. Letztere besteht aus 7 Torpedoschiffen, 6 Torpedofahrzeugen und 63 Torpedobooten. Da diese Schiffsklassen für die besondere Verwertung des automobilen Torpedos bestimmt sind, treten bei denselben Panzerschutz und Bestückung mit Kanonen größeren Calibers zugunsten der Erreichung einer möglichst hohen Schiffsgewindigkeit zurück.

Die Torpedoschiffe „Zara“, „Spalato“, „Sebenico“ und „Lussin“, die in den Jahren 1879 bis 1883 vom Stapel liefen, haben 850

(„Zara“, „Spalato“), 900 („Sebenico“) und 1011 („Lussin“) Tonnen Displacement. Die ersteren drei führen vier leichte (9 cm) und sieben Schnellfeuergeschütze, S. M. Schiff „Lussin“ aber zwei 15 cm- und sieben Schnellfeuergeschütze, alle vier Schiffe außerdem noch ein Bootsgeschütz. Die Geschwindigkeit dieser Schiffe, deren Gefechtswert zwar durch ein Unterwasserpanzerdeck gehoben wird, ist begreiflicherweise geringer als die der neueren Torpedoschiffe „Panther“, „Leopard“ und „Tiger“. „Panther“ und „Leopard“ liefen 1885 auf englischer Werfte (Yarrow) vom Stapel, sie besitzen 1582 Tonnen Displacement, die Maschinen indicieren 6000 Pferdekkräfte, die Bestückung bilden zwei 12 cm- und zehn leichtere Schnellfeuergeschütze. S. M. Schiff „Tiger“, das nach diesem Muster auf der Werfte des Stabilimento tecnico triestino erbaut wurde (Stapellauf 1887), hat 1684 Tonnen, 5260 indicierte Pferdekkräfte und vier 12 cm-Geschütze, ist aber sonst seinen Schwesterschiffen gleich. Wenngleich diese Schiffe mit voller Maschinenkraft die hohe Geschwindigkeit von 18 Seemeilen stündlich erreichen, wurden dieselben doch vielfach von Schiffstypen überholt, die außer größerer Schnelligkeit auch noch ein leichtes Panzerdeck besitzen.

Die Torpedofahrzeuge „Meteor“, „Blitz“, „Komet“, „Planet“, „Trabant“ und „Satellit“ wurden in den Jahren 1887 bis 1892 erbaut, ihre Größe reicht von 350 bis zu 530 Displacementstonnen, die Maximalgeschwindigkeit beträgt 20 bis 21 Seemeilen, bei „Satellit“, dem schnellsten Schiffe unserer Flotte, 23 Seemeilen. Die Bestückung von 9 bis 10 leichten Schnellfeuerkanonen befähigt diese Schiffsklasse, feindliche Torpedoboote jagen zu können.

Die Torpedoboote werden in der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine ihrem Tonnengehalte entsprechend in drei Classen eingetheilt. Zur ersten Classe gehören 24 Boote: die in England erbauten „Adler“ und „Falk“ mit 95 Tonnen und 825 indicierten Pferdekkräften, die Boote des Schichau-Typ „Bussard“, „Condor“, „Flamingo“, „Gaukler“, „Geier“, „Habicht“, „Harpyie“, „Ibis“, „Kranich“, „Marabu“, „Reiher“, „Secretär“, „Sperber“, „Uhu“, „Weih“ und „Würger“ mit 78 Tonnen und 900 indicierten Pferdekkräften, „Elster“, „Ibis“, „Krähe“, „Kuckuck“, „Kabe“ und „Star“ mit gleichfalls 78 Tonnen, doch 1000 indicierten Pferdekkräften. Alle Torpedoboote erster Classe sind mit zwei Torpedolancierapparaten und zwei leichten Schnellfeuergeschützen ausgestattet. Die Torpedoboote zweiter Classe, Nummer „IX“ bis „XXXIX“, haben 37 bis 64 Tonnen und 450 bis 700 indicierte Pferdekkräfte, die Torpedoboote dritter Classe, Nummer

„II“ bis „VIII“, 27 Tonnen und 300 indicierte Pferdekkräfte. Wie schon eingangs erwähnt, ist auch die Torpedobootsflotte nicht vollständig ausgebaut, ein Umstand, der sich umso fühlbarer macht, als die Boote dritter Classe und einige der zweiten Classe im Kriege doch nur mehr zu Hafendiensten oder in einem engbegrenzten Küstenbereiche verwendet werden können.

Moderne Flotten verbrauchen viel Kohle, Wasser und Munition, auch können größere Havarien nur selten mit den an Bord zugebotestehenden Mitteln endgiltig behoben werden. Da die Etablissements der Seekriegshäfen, die allen genannten Bedürfnissen zu genügen imstande sind, sich nur in den seltensten Fällen in unmittelbarer Nähe der operierenden Flotten befinden dürften, muß diesen ein entsprechend combinierter Train folgen können. Die seitens der nationalen Dampfschiffahrtsunternehmungen der Kriegsmarine im Mobilisierungsfalle zur Verfügung gestellten Dampfer können zwar auch für Materialtransporte und als Hospitalschiffe verwendet werden, entheben aber keineswegs vom Bedarfe besonderen Zwecken dienender Trainkriegsschiffe. Unsere Flotte besitzt an solchen: das Torpedodepottschiff „Pelikan“, die Schraubendampfer „Pola“ und „Cyklop“, das Cisternenschiff „Najade“, das Pumpenschiff „Gigant“ und das Minenlegungsschiff „Salamander“.

S. M. Schiff „Pelikan“ gehört zur Torpedoflotte, die es mit Kohle, Wasser, Maschinenbetriebsmateriale, Munition, Torpedos zc. zu versehen vermag. Zu diesem Zwecke können am „Pelikan“ stets vier Torpedoboote angelegt sein. Dieses Schiff besitzt außer einer nennenswerten Schnelligkeit eine elegante Ausstattung, aus welchem Grunde es auch fallweise als Yacht benützt werden kann. S. M. Schiff „Pola“ ist Materialtransportdampfer, „Cyklop“ als Werkstätten Schiff ein schwimmendes Arsenal. Letzgenanntes Schiff ist das einzige unserer Flotte, das in Frankreich erbaut wurde (La Seyne, 1871). Dem an der dalmatinischen Küste speciell im Sommer auftretenden Wassermangel, der sich in neuerer Zeit besonders fühlbar machte, weil alle Hochdruckkessel mit Süßwasser gespeist werden müssen, wurde durch Erbauung des Cisternenschiffes „Najade“ begegnet, dessen große Destillieranlage und Wasserreservoir selbst eine Flotte von ansehnlicher Stärke mit Trink- und Nutzwasser versorgen können. S. M. Schiff „Gigant“ ist ein Schleppschiff, welches gleichzeitig mit mächtigen Pumpen ausgestattet wurde, um brennenden oder durch Lecke größere Wassermengen ziehenden Schiffen beistehen zu können. Der „Gigant“

befindet sich auch im Frieden in erhöhter Bereitschaft, um bei Bränden im Centralhafen Pola oder für Schiffe, die sich in Seenoth befinden, rasch in Action zu treten. Seine Einrichtungen als Rettungsschiff vermochte „Gigant“ im Verlaufe der letzten beiden Winter bei mehreren Strandungen von Kauffahrern nutzbringend anzuwenden. S. M. Schiff „Salamander“ ist für das Transportieren und Legen einer größeren Anzahl von Seeminen eingerichtet und daher für die rasche Durchführung von Hafensperren besonders nothwendig.

Zur operativen Flotte zählt auch die Donauflotte. Zu dieser gehören die Monitore „Veitha“, „Maros“, „Körös“ und „Szamos“, ein Patrouillenboot von 30 Tonnen und das Torpedoboot dritter Classe Nummer „I“, welches letzteres vor Jahresfrist mittelst Eisenbahn von Pola nach Budapest überführt wurde. Die beiden erstgenannten Monitore stammen aus dem Jahre 1871, die anderen aus dem Jahre 1892. Alle vier reichen nur wenig über Wasser, ihr Tiefgang ist ebenfalls sehr klein (1.1 bis 1.2 m), der Schiffskörper durch leichte Panzerung geschützt. „Maros“ und „Veitha“ tragen je einen Thurm mit einem 12 cm-Schnellfeuergeschütze und zwei Mitrailleusen, „Körös“ und „Szamos“ je zwei solcher Thürme sowie zwei leichtere Schnellfeuergeschütze und eine Mitrailleuse. Die in absehbarer Zeit endigende Regulierung des eisernen Thores, welche die Donauschiffahrt von Bayern bis zur Mündung ins Schwarze Meer freigibt, wird auch eine Vermehrung unserer Flußschiffe nothwendig machen.

Zu den für specielle Zwecke der Flotte dienenden Schiffen gehören Stations- und Missionschiffe sowie Fahrzeuge für den Hafens- und Küstendienst. Die Großmachtstellung der Monarchie bedingt oftmals die Entsendung von Kriegsschiffen ins Ausland, das Hifstörchen vom Consul „mit“ und „ohne“ Kanonen entbehrt keineswegs des wahren Kernes. Größere Seereisen unserer Kriegsschiffe werden aber nicht nur für das „Flaggezeigen“, wie der seemannische Ausdruck hiefür lautet, sondern auch für die Ausbildung der Officiere und Mannschaften nothwendig. Die Schifffahrt in fremden Gewässern unter den mannigfaltigen Anforderungen, die durch Verschiedenheiten im Klima, außergewöhnliche Witterungsverhältnisse und Küstenconfigurationen u. an den Seefahrer gestellt werden, und die eigene Anschauung fremder Einrichtungen sind wie überhaupt jedes Reisen außerordentlich lehrreich und eine vortreffliche Schule, deren Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf. Die hohen Kohlenpreise in den meisten Häfen ferner Welttheile wie nicht minder die bezweckte besondere seemannische

Ausbildung sind Factoren, welche zur Entsendung solcher Schiffe beeinflussen, die den größten Theil ihrer Reise unter Segel zurücklegen können. Der Gefechtswert dieser Missionschiffe ist für deren Auswahl nur in ganz bestimmten Fällen maßgebend. Der Wind ist im allgemeinen ein billiger und bequemer Motor; wird er auch öfters durch besonders heftiges Auftreten unbequemer Art, so stellt er in solchen Momenten umso höhere Anforderungen an den Seemann, den er der Gefahr ruhig ins Auge zu sehen und an Strapazen gewöhnt.

Die zu den Stations- und Missionschiffen gehörigen Fahrzeuge, die Raddampfer ausgenommen, besitzen sämmtlich eine ihrer Größe entsprechende Takelung, die ihnen gestattet, Seereisen ohne ständigen Gebrauch der Schiffsmaschine durchzuführen. Allerdings sind diese Schiffe keine so vortrefflichen Segler wie die ehemaligen Segel-Linienschiffe und -Fregatten, die für das Kreuzen unter Segel günstigere Formen und ein anderes Verhältnis der Breite zur Länge besaßen, deren Constructionsregeln aber bei der Einführung der Dampfkraft geändert werden mußten.

Die Fregatten „Laudon“ und „Radetzky“ sind stattliche Schiffe mit eleganten Linien und mächtiger Takelage. Sie besitzen eine ziemlich starke Bestückung (15 kurze 15 cm-, 2 leichte und 7 Schnellfeuergeschütze), Torpedolancierapparate und elektrische Scheinwerfer. Die gedeckten Corvetten „Saida“ und „Donau“ sind den Fregatten ähnlich, doch kleiner als diese. Erstere ist eben auf der Heimreise von einer achtzehnmonatlichen, nach Australien und den Südsee-Inseln gerichteten Mission begriffen, letztere, im Vorjahre gänzlich umgebaut, wird gegenwärtig im Seearsenale zugerüstet. Die gedeckte Corvette „Erzherzog Friedrich“ ist im Jahre 1857 vom Stapel gelassen worden und daher das älteste active Schiff unserer Flotte. Seine letzte überseeische Reise beendete S. M. Schiff „Erzherzog Friedrich“ im Jahre 1883, seither dient es hauptsächlich für die in den Sommermonaten durchgeföhrt werdenden Übungsreisen der Zöglinge der Marineakademie.

Die Glatdeck-Corvetten „Aurora“, „Brinyi“, „Grundberg“ und „Tasana“ haben schon mehrere transoceanische Reisen zurückgelegt und sich bei diesen als gute Seeschiffe bewährt. Die „Brinyi“ ist für die Dauer der brasilianischen Insurrection in Rio de Janeiro zum Schutze der österreichisch-ungarischen Unterthanen stationiert,<sup>1)</sup> die „Tasana“

<sup>1)</sup> Der daselbst heftig auftretenden Fieber-Epidemie wegen, der auch der Commandant des Schiffes, Fregattencapitän J. Holeczek, zum Opfer fiel, wurde dasselbe anfangs März nach Montevideo abgesandt.

befindet sich auf der Ausreise nach Ostasien. Noch kleiner als die Gattdeckcorvetten, die ein Displacement von 1370 bis 2000 Tonnen besitzen, sind die Kanonenboote „Albatros“ und „Nautilus“ — 570 und 583 Tonnen — sie haben aber demungeachtet unsere Kriegsflagge in Ehren über den Ocean geführt. S. M. Schiffe „Hum“ (870 Tonnen), „Kerfa“, „Narenta“ (beide je 540 Tonnen) und „Sanjago“ (350 Tonnen) stammen noch aus den Jahren 1860 und 1861. S. M. Schiff „Narenta“ ist jetzt Stationschiff in Tvedo, es versieht gleichzeitig auch die Seepolizei an der montenegrinischen Küste, welche Thätigkeit im Berliner Vertrage unserer Monarchie zugewiesen wurde und durch kleine Kriegsschiffe zu besorgen ist.

Die Raddampfer „Andreas Hofer“, „Fantasie“, „Greif“, „Miramar“ und „Taurus“ werden als Yachten verwendet, wofür sie sich durch ihre Einrichtung und ihren Motor, der weniger stößt als die Schiffschraube, eignen. „Andreas Hofer“ ist Stationschiff in Zara und zur Verfügung des Statthalters von Dalmatien; die ehemalige Yacht des Erzherzogs Ferdinand Maximilian, „Fantasie“, und S. M. Schiff „Greif“ sind Admiralsyachten. „Miramar“ ist 1872 vom Stapel gelaufen und kaiserliche Yacht, sie wurde erst kürzlich von der Firma Schichau in Elbing mit einer neuen, modernen Schiffsmaschine und elektrischer Innenbeleuchtung versehen. Die Wohnräume der Majestäten zeichnen sich durch ihre vornehme Einfachheit aus. „Taurus“ ist zur Verfügung des österreichisch-ungarischen Botschafters und als Stationär in Constantinopel.

Zur Förderung des sportmäßigen Segelns und für die seemännische Ausbildung der auf Schiffe der Sommer-Übungsescadren Eingeschifften dienen die Segelyachten, Schoner „Sophie“ und Kutter „Marcella“, welche auch an den alljährlich stattfindenden Regatten des k. und k. Yachtgeschwaders als Vertreter der Kriegsmarine teilnehmen.

Von den Fahrzeugen für den Hafen- und Küstendienst wird der Schraubendampfer „Grille“ als seegehender Tender des Artillerieschulschiffes für dessen Scheibenschießübungen verwendet, Raddampfer „Triton“ und die Schraubendampfer „Dromedar“, „Hippos“ und „Büffel“ dienen für Schleppzwecke.

Eine wichtige Rolle bei der Ausbildung unseres Flottenpersonales bilden die Schulschiffe und deren Beischiffe. Das Schiffszungen-Schulschiff „Schwarzenberg“ ist mit drei kleinen Segelschiffen in Sebenico stationiert. An Bord dieses Schiffes werden Jünglinge von 15 bis

17 Jahren aus allen Provinzen und Ländern der Monarchie zu tüchtigen Seeleuten erzogen. Reiche theoretische und praktische Kenntnisse, die von den Schiffsjungen während deren Schulzeit erworben werden, machen dieselben zu dem verwendbarsten Elemente unserer Schiffsbesatzungen, indem sie ihnen auch gleichzeitig Gelegenheit bieten, rasch in die Unterofficiersgrade aufzusteigen. Beischiffe des „Schwarzenberg“ sind die Segelbrigg „Arthemisia“ und „Chamäleon“ und der Segelschoner „Bravo“. Während der Kreuzungen dieser kleinen Segelfahrzeuge auf dieselben vertheilt, erlernen die Schiffsjungen das eigentliche Seemannshandwerk mit seinen vielseitigen und schönen, wenngleich auch oft gefahrvollen Beigaben.

Die Institution des Artillerieschulschiffes begieng vor kurzer Zeit die Feier ihres 25jährigen Bestandes. Die bei diesem Anlasse Allerhöchst verliehenen Auszeichnungen bezeugten auch weiteren Kreisen die verdienstvollen Leistungen der Artillerieschule. Die moderne Schiffsartillerie stellt an ihr Bedienungspersonale außerordentliche Anforderungen. Die alten Vorderladgeschütze, welche auf einem einfachen, von vier Rädern getragenen Kaperte ruhten und in ihrem dem Schusse folgenden Rücklaufe nur durch ein armdickes Tau, den Brohk, gehemmt wurden, sind durch mächtige Rohre mit sinnreich construirten Verschlüssen, Brems- und Richtvorrichtungen ersetzt worden. Elektrische und hydraulische Arbeitsmaschinen, Zahnradübersezungen und Differential-Flaschenzüge sind an Stelle der einfachen Hebelwirkung und der Hilstaljen getreten, vom Vormeister das genaue Verständnis ihrer Einrichtungen erheischend. Die alten Linienchiffe führten oft über 100 Kanonen, deren Rundgeschosse von einem Manne getragen werden konnten. S. M. Schiff „Rudolf“ hat nur drei schwere, von beweglichen Panzerthürmen getragene und hydraulisch bediente Geschütze. Die Rohre der letzteren sind aber bei einem Gewichte von 48·6 Tonnen 10·7 *m* lang, ihre Stahlgeschosse wiegen 455 *kg*, die zugehörige Ladung brisanten Pulvers 140 *kg*. Aus diesen Zahlen ergibt sich von selbst, wie wertvoll ein Schuß aus diesen Geschützen ist, und wie eingehend die Schulung der Bedienungsmannschaften durchgeführt werden muß. Die Artillerieschule befindet sich an Bord der Gr-Fregatte „Novara“, deren Name durch die mit einem ganzen Stabe von Gelehrten vollführte Weltumsegelung rühmlichst bekannt ist, und an Bord des mit der „Novara“ verbundenen Gr-Panzerschiffes „Erzherzog Ferdinand Max“. Auch dieser Name hat einen guten Klang in der Marinegeschichte unseres Vaterlandes: vom jetzigen Marinecommandanten Freiherrn von

Sterneck in der Seeschlacht bei Lissa befehligt und geführt, bohrte der „Ferdinand Max“ die italienische Panzerfregatte „Ré d'Italia“ in den Grund, womit ein entscheidender Vortheil errungen ward. Das Band mit den goldenen Lettern „Ferdinand Max“ erinnert uns aber auch an den einstigen Marine-Obercommandanten, der seinem Wirken in dieser Stellung durch die Thronbesteigung in Mexico entrisfen ward. Knapp daneben die „Novara“, die nachmals über den Ocean brachte, was vom Kaiser Max sterblich war — fürwahr ein eigenartiges Zusammentreffen!

Die unterseeischen Waffen haben sowohl an Präcision als auch an Mächtigkeit ihrer zerstörenden Wirkung zugenommen; Torpedos und Seeminen werden daher in den nächsten Seekriegen jedenfalls eine einflussreiche Rolle spielen. Durch den Bau der Torpedoflotte und die Vermehrung des Minenmaterials ist der Bedarf an gut geschultem, in diesen Specialitäten wohl bewandertem Personale gestiegen, der Umfang der Torpedo- und Seeminienschule demgemäß stetig erweitert worden. Letztere befindet sich an Bord des Schulschiffes „Alpha“, welchem für die Vornahme der praktischen Übungen das Torpedoschiff „Zara“ als seegehendes Beischiß, einige Torpedoboote und Minenflottanten beigegeben sind. Mit der Seeminenabtheilung des „Alpha“ ist auch die Telegraphenschule vereinigt worden. Zeugnisse der Staats-telegraphenämter und so manche während der Flottenmanöver unter den schwierigsten Verhältnissen erbaute Telegraphen-Verbindungen und -Linien beweisen die Tüchtigkeit des hierin geschulten Marinepersonales. Letzterem oblag beispielsweise die Verbindung S. M. Schiffes „Miramar“ mit der Staats-Telegraphenstation in Trau und der gesammte Depeschendienst, als S. M. der Kaiser im Jahre 1891 während der Manöver an Bord des genannten, in Val Saldon verankerten Schiffes Hoflager hielt.

Als Maschinenschulschiff für die Ausbildung der Maschinenunterofficiere und Heizer dient S. M. Torpedoschiff „Lussin“, welches fallweise in Dienst gestellt wird und sodann meistens auch Divisionschiff einer gleichzeitig ausgerüsteten Torpedoboot-Übungsdivision ist.

Es erübrigt noch die Gruppe der Hülks. Dies sind Schiffe, deren Alter und Bauzustand nicht mehr ein „In See gehen“ derselben zuläßt, die aber immerhin noch gut genug sind, um eventuell für Kasernierung von Mannschaften verwendet werden zu können. Die k. und k. Flotte zählt derzeit an Hülks: „Bellona“ (Gz-Segelfregatte), „Elisabeth“ (Raddampfer), „Dalmat“ (Kanonenboot) und „Salamander“ (hölzerne Panzerfregatte).

Für die Approvisionnement der Schiffe mit Kohle, Wasser, Munition und Materiale aller Art, das Legen und Lichten von Bojen und Seeminen, Vertäuen von Schiffen, den Personen- und Materialtransport zu Wasser u. dienen die Flottanten. Hierzu gehören Pontonkrane, Wasser-, Kohlen- und Materiallichter, Chalande, Minenlichter, Schleppender, Dampfbaraffen und Boote.

Im Mobilisierungsfalle werden der Kriegsslotte Dampfer der österreichisch-ungarischen Handelsmarine eingereicht. Diese Dampfer, die eine leichte artilleristische Ausrüstung erhalten, können als Auxiliarkreuzer, für Transporte, Nachrichtendienst, Verproviantierung exponierter Signalstationen u. verwendet werden, bilden aber keineswegs eine Verstärkung der operativen Flotte.

Centralpunkt unserer Flotte ist der befestigte Kriegshafen Pola, der das Seearsenal mit der Werfte und den Docks, die Sternwarte, die Kasernen und Spitäler, die Kohlen-, Munitions-, Minen- und Torpedomagazine enthält, kurzum jeden Bedarf der Flotte zu decken vermag. Der an den Vorhafen angrenzende, durch die Brioni'schen Inseln und das Festland gebildete Canal von Fasana erhöht den Wert des Polaer Kriegshafens, indem er die Zahl der Ausfahrten vermehrt und durch einen von weichem Wasser und von Riffen umgebenen Archipel kleiner Inseln eine gute Operationsbasis für Torpedoboote schafft.

Im zweiten Kriegshafen unserer Monarchie, Bocche di Cattaro, wurde vor einigen Jahren seitens der Kriegsmarine beim Orte Teodo der Bau von Kohlenmagazinen und kleinen Werkstätten begonnen. Hiefür war auch die Erwägung maßgebend, daß die Entfernung Polas von der südlichsten Spitze unseres Reiches unter Umständen doch zu groß ist. Die Befestigungen an der Seeseite des Kriegshafens Cattaro-Castelnuovo sind noch nicht völlig ausgebaut.

Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Inselwelt Dalmatiens durch Torpedobootsflotillen leichter vertheidigt werden kann als eine offen daliegende Küste, so ist hierbei dennoch zu betonen, daß sich auch die Operationen der Torpedoboote auf ein Großschwerer Schiffe stützen und von schnelllaufenden, starken Kreuzern begleitet sein müssen. Überdies wird unser feinerzeitiger Gegner kaum das Verlangen hegen, von Torpedobooten fortgesetzt beunruhigt zu werden, und aus diesem Grunde seinen Kurs von der Küste entfernt wählen. Die entscheidenden Actionen unserer Flotte dürften daher fast immer in die offene See hinausgerückt werden, und ist in diesen Fällen nur der Kern

der Flotte, die Vereinigung der Panzerschiffe im taktischen Verbande, der ausschlaggebende Factor. Es wäre daher zu wünschen, daß der Marineleitung durch die maßgebenden Factoren ein beschleunigter Ausbau der benötigten Panzerschiffe und Kreuzer ermöglicht werde. Die hohen Kosten solcher Schiffe sollten nicht abschrecken: ihre Ausgabe ist ebenso nothwendig wie für die vaterländische Industrie nutzbringend. Unsere Kriegsmarine hegt ja keineswegs die Absicht, andere Flotten, die ihr an Zahl weit überlegen sind, zu überflügeln, sie sträubt sich nur gegen das Zurückbleiben, das im Ernstfalle verhängnisvoll werden kann, wenn es allzu lange andauert hat.

Das Personale unserer Flotte steht erfreulicherweise auf der Höhe der Zeit. Es dürfte kaum eine zweite Kriegsmarine geben, deren Officiere und Mannschaften so intensiv und vielseitig geschult werden wie bei uns. Die große Zahl der im Wesen der Kriegsmarinen vertretenen Wissenschaften erheischt ein fortgesetztes Studium derselben, die im nächsten Seekriege unvermeidlichen großen Verluste an Menschenleben bedingen überdies, daß die Stellvertretung im Commando wie in allen übrigen Dienstesobliegenheiten der Vorgesetzten aller Grade auf keine Hindernisse stoße. Dies wird durch eine zielbewußte Schulung im Frieden ermöglicht: je höher das praktische und theoretische Wissen des Personales, desto leichter wird es seinen Aufgaben nachkommen können. Ein vor kurzem in einer Militärzeitschrift erschienener Artikel, der die Schulung in unserer Kriegsmarine als „Zuviel“ kritisierte, gipfelte mit seinen Ausführungen in der Behauptung, daß man nicht in allen Fächern Specialist sein könne. Dies ist richtig und gewiß auch die Ansicht unserer leitenden Marinekreise, da ein „Specialisieren“ einzelner in allen oder mehreren Specialfächern immer vermieden und nur ein bestimmtes Maß von Kenntnissen aller ins See-Kriegswesen einschlägigen Wissenszweige als unbedingt nöthig erachtet wurde.

Über die Geschichte und das Personale unserer Kriegsmarine, deren wissenschaftliche wie technische Leistungen werden wir unseren Lesern vielleicht ein andermal berichten; für diesmal sei mit dem Wunsche geschlossen, daß der Tag nicht mehr ferne sei, an dem auch unsere Kriegsflotte ihren Ausbau energisch in Angriff nehmen und beschleunigen könne.

Übersichts-Tabelle I.

S e e m a c h t	Gehauzerte Schiffe, deren Tonnengehalt größer als der des "Vegethoff"		Gehauzerte Schiffe, die nicht älter sind als 10 Jahre		Drehm- und Galeassschiffe			Stützenvertheiliger	Krauer = Freegatten und Kanonen	Monitore und Kanonenbatterien	Schwere Kreuzer	Kreuzer		Torpedoboote		
	hier von im Bau	hier von noch im Bau	über 9000 Tonnen	von 6000 bis 9000 Tonnen	von 2000 bis 6000 Tonnen	geschützte	nicht geschützte					Kanonen	1. Klasse	2. und 3. Klasse		
Österreich-Ungarn . . . . .	—	8	3	6	3	1	—	3	—	—	3	—	—	—	24	39
Deutsches Reich . . . . .	11	13	2	8	1	13	—	8	13	—	—	4	18	53	9	9
England . . . . .	55	45	5	13	—	9	—	13	9	—	25	82	36	22	35	110
Frankreich . . . . .	27	34	11	8	—	8	—	17	8	—	14	29	30	37	72	149
Italien . . . . .	12	13	5	—	1	—	—	—	—	—	5	13	3	5	87	59
Russland . . . . .	16	21	4	5	1	3	—	8	3	15	10	2	12	18	27	110
Spanien . . . . .	3	15	6	—	—	2	—	—	2	—	6	6	16	8	2	28
Vereinigte Staaten . . . . .	6	16	5	1	—	—	—	1	—	20	3	16	—	2	—	1

Die in diese Tabelle aufgenommenen Daten beziehen sich auf die Angaben des "Almanach für die f. und f. Kriegsmarine 1894".

Überichts-Tabelle II.

See macht	Name des Schiffes	Displacement in Tonnen	Submergierete Oberfläche	Länge in Meter	Breite in Meter	Mittlerer Widergang in Meter	©tärfter Spanner in Meter	Geschwindigkeit				©tapellauf
								Schwere (über 15cm Kaliber)	Mittlere (von 10 bis 15 cm Kaliber)	Leichte (von 5 bis 10 cm Kaliber)	Leichte ©chnellfeuer- geschütze (unter 5 cm) und Mitrailleusen	
Österreich-Ungarn . . . . .	Kronpr. Gh. Rudolf . . . . .	6.940	7.500	90	19	7.4	305	3	6*	2	11*	1887
	Kronpr. Gh. Stephanie . . . . .	5.150	8.300	85	17	6.6	203	2	6	2	11*	1887
Deutschland . . . . .	Zegethoff . . . . .	7.390	8.800	87	19	7.6	369	6	5*	2	15* und 2	1878
	Brandenburg . . . . .	10.033	8.000	116	20	7.4	400	6	6*	8*	2* und 2	1891
England . . . . .	Majestic . . . . .	14.000	13.000	119	23	8.6	456	4	12*	16*	12* und 8	1894
	Charles Martel . . . . .	11.882	13.500	115	22	8.4	450	4	8*	4*	12* und 8	1893
Italien . . . . .	Carbogna . . . . .	13.860	22.000	125	23	8.8	350	4	24*	15* und 2	10*	1890
	Tri Sviattelja . . . . .	12.480	10.600	109	22	8.2	400	4	8	4	16*	1893
Spanien . . . . .	Pelajo . . . . .	9.802	8.500	102	20	7.4	450	5	12	3*	2* und 13	1886
	Bereinigter Staaten . . . . .	10.200	9.000	106	21	7.3	457	12	6*	20*	4* und 4	1893

\* bedeutet Schnellfeuergeschütze.

Die Daten dieser Tabelle beziehen sich auf die Angaben des „Münchener“ für die f. und f. Kriegsmarine 1894/.

## Die Fürsten zu Windisch-Grätz.

Eine Studie von P. v. Radics.

(Fortsetzung).

Laibach.

Das Jahr darauf wurde der Graf geheimer Rath und nahm dann an dem Congresse von Soissons theil. 1730 (14. Februar) verlieh ihm der Kaiser den bereits dessen Vater zugesichert gewesenen palatinatus major und ernannte ihn zum Statthalter der niederösterreichischen Lande in Wien.

Um diese Zeit erwähnt der Sachse Küchelbecker in seinem Buche über den kaiserlichen Hof zu Wien und die Stadt Wien <sup>1)</sup> das gräflich Windisch-Grätz'sche Palais in der Josefstadt „als eines der schönsten Häuser in dieser Vorstadt“.

Es währt nicht lange, und wir begegnen (1735) dem Grafen auf dem hohen Posten eines Conferenzministers, und fünf Jahre darauf erhält er den Orden des Goldenen Vlieses.

Die große Kaiserin-Königin Maria Theresia ladet ihn 1741 zu dem glanzvollen und in der Geschichte so denkwürdigen ungarischen Krönungslandtage ein in seiner Eigenschaft als Magnat des Königreiches Ungarn, und der Gemahl der Kaiserin, Kaiser Franz I., verleiht ihm mittelst Reichshofrathsdecretes vom 5. October 1745 unter Aufzählung und Hervorhebung aller seiner Würden, Leistungen und Verdienste die Würde eines geheimen Rathes mit dem Range unmittelbar nach dem Hof- und Staatskanzler Grafen Ulfefeld.



Eine Landtagsrede für Maria Theresia.

In seiner Eigenschaft als Mitglied der niederösterreichischen Stände hielt Graf Windisch-Grätz auf dem bedeutungsvollen Landtage von 1742, der zur Fortsetzung des Krieges der gefeierten Regentin „zur Bezeugung seines patriotischen Eifers sofort 15.000 Recruten und 500.000 Gulden bewilligte“, eine ebenso schöne als treffliche Antwortrede auf der Kaiserin „kurze und pathetische Harangue“, die Ihre Majestät zur Eröffnung des Landtages vom Throne herab gesprochen.

<sup>1)</sup> Dr. Johann Basili Küchelbeckers, Syndici zu St. Annaberg, Allerneueste Nachricht vom Römisch-Kayserl. Hof. Nebst einer ausführlichen Historischen Beschreibung der Kayserlichen Residenz Stadt Wien. Andere Auflage. Hannover 1732. S. 805.

Es dürfte die Leser von heute interessiren, diese Rede, welche der Graf „im Namen der Stände“ gehalten, und die uns in einem zeitgenössischen Werke über Maria Theresia erhalten,<sup>1)</sup> genauer kennen zu lernen. Dieselbe lautet:

„Allerdurchlauchtigste Großmächtigste Königin von Ungarn und Böhmeim, Erzherzogin von Oesterreich, Allergnädigste Königin und Erbfrau Ew. Majestät statten die allergetreuesten Stände dero Erzherzogthums Oesterreich den Ehrerbietigsten Dank vor (für) die Gnade ab, da Höchst dieselbe uns zum Landtage her zusammenberufen und erlauben wollen, uns zu Füßen dero Thrones darzustellen. Ew. Majestät danken wir gleichfalls vor die gnädige und trostreiche Rede, die Höchst dieselbe an uns zu halten geruhet, und wir werden nicht ermangeln Dero uns schriftlich überreichtes Begehren sofort in Berathschlagung zu nehmen und uns darüber auf eine unserer Pflicht und unserer Ergebenheit gemäße Weise zu erklären. Es ist zwar nicht auszusprechen, wieviel dieses Land schon ausgestanden, und was für große Geldsummen es seit einer gewissen Zeit, wovon der Anfang und jeder darauf erfolgter Tag durch eine Trübsal nach der andern merkwürdig gewesen, schon hergegeben habe; jedoch unter allen Ursachen unseres empfundenen Schmerzes ist keine so groß gewesen, als da wir gesehen, daß Ew. Majestät auf eine so unerhörte, neue und entsetzliche Art durch eine so große Menge von ungerechten Feinden, die den Untergang des Hauses Oesterreich und hiesiger Hauptstadt, des alten Sitzes der Adler geschworen hatten, überfallen worden. Der Gott der Heerschaaren aber hat dem tugendreichen Hause Oesterreich seinen ferneren Schutz verliehen, seinen allmächtigen Arm darüber ausgebreitet und die Anschläge der Feinde zernichtet. Sie haben sich selbst an diesem Steine zerstoßen und dabei weiter nichts gewonnen, als die dergleichen Thaten jederzeit begleitende Schande. Die getreuen Bundesgenossen sind aufgewacht und so wenig sie als alle andre Höfe in Europa, wo Treue und Glauben noch Altäre hat, werden zugeben, daß man mit der Heiligkeit der Tractate so ein ipöttliches Spiel treibe, noch daß man das Recht des Königes aller Könige, dem es allein zukommt, Kronen und Scepter auszuteilen, dermassen mit Füßen trete. Aller solcher günstigen Umstände aber ungeachtet, ist es noch lange nicht an

<sup>1)</sup> Geschichte und Thaten der Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürstin und Frau Maria Theresia mit unpartheyischer Feder pragmatisch beschrieben zc. 1743. S. 797 ff.

dem, daß man die Hände in den Schooß legen könnte. Denn man muß noch außerordentliche Kräfte anspannen, noch mehr frische Macht daran setzen und neue Mittel ausfindig machen, um sich einen sichern und standhaften Frieden zu verschaffen und den Urheber alles Unheils in solche Schranken einzuschließen, daß man so etwas künftig mehr nicht befürchten dürffe. Sothane Betrachtungen treiben die getreuen Stände an, den Ueberrest ihrer Kräfte sorgfältig abzuwägen, eben darum werden sie alles ohne Ausnahme willig hergeben und ihr Gut und Leben mit Freuden zu Ew. Majestät Diensten aufopfern.

Wie sollten wir auch anders gesinnt sein, da es auf die Gelegenheit und Ehre einer so unvergleichlichen Fürstin ankommt, die alles dasjenige, was das Alterthum einer Artemisia oder Zenobia preiswürdiges zugeeignet hat, in der That besitzt, und den Ruhm aller großen Prinzessinnen, die in den letzten Zeiten gepranget, verdunkelt. Einer solchen Königin, welche bei noch so geringem Alter mit Riesenschritten schon soweit in der Regierungskunst gelangt ist, als es kaum die allerberühmtesten Monarchen jemals gebracht haben; Einer Prinzessin, welche von ihrem Geschlechte sonst nichts hat, als diejenige reizende Anmuth und dieselbe majestätische Schönheit, die sich alle Herzen unwürdig macht, aber auch das unschätzbare Geschenk des Himmels eine so glückselige Fruchtbarkeit, die uns hoffen läßt, daß das Durchlauchtigste Erz-Haus bei seiner Hoheit und Herrlichkeit allen Feinden zum Trutz bis an das Ende der Zeiten bestehen werde. Dieses sind allerdurchlauchtigste Königin und Allergnädigste Erbfrau von Dero getreuen Ständen die aufrichtigen Wünsche und ehrerbietigsten Gedanken, welche Ew. Majestät in ihrem Namen vorzutragen, ich jezo die Ehre habe, zu Dero Königlicher Gnade und Huld sie und meine Wenigkeit allerunterthänigst empfehend."

Der Graf, der auch ein großer Freund und Gönner von Kunst und Wissenschaft gewesen und u. a. auch die Einsetzung eines Professors der Algebra an der Wiener Universität zu erwirken gewußt, verwaltete alle ihm übertragenen Ämter ohne Rücksicht auf die Schonung seines eigenen Vermögens. Denn überall, wo er als Gesandter, Botschafter und bevollmächtigter Stellvertreter seines Monarchen auftrat, glaubte er es seiner jeweiligen Mission schuldig zu sein, in der glänzendsten Weise zu repräsentieren. So kam es, daß nicht nur sein ganzes Vermögen in Bestreitung solch hohen Aufwandes aufgieng, sondern auch nach seinem Tode die Besitzungen für seinen Enkel mit mehr als einer halben Million belastet übernommen werden mußten.

Er starb 1746, am 19. December, an einem Schlaganfälle und wurde, nachdem er noch den Abend vorher bei Hofe zugebracht, des nächsten Morgens von seiner Frau todt im Bette gefunden.

Graf Leopold Johann Victorin war vermählt gewesen mit Maria Ernestina Gräfin von Strassoldo, dem gewesenen „wirklichen Kammerfräulein“ der Kaiserin Elisabeth und Begleiterin derselben auf ihrer Reise durch Frankreich, die Schweiz und andere Länder nach Spanien, und hatte mit ihr drei Kinder, von denen zwei ganz jung starben und der dritte, Leopold Karl Josef (geboren 1718), im Todesjahre des Vaters zusammt seiner Gemahlin von den Blattern dahingerafft, einen Sohn Josef Niklas hinterließ, über den die Großmutter die Vormundschaft übernahm.<sup>1)</sup> Gemeinschaftlich mit dem ihr als Consultant beigegebenen Regierungsrathe Freiherrn von Managetta führte Gräfin Maria Ernestina diese Vormundschaft über ihre Enkel, doch war die Gebarung des genannten Consultanten keine glückliche, da in der Folge der gesammte Besitzstand bis auf die Herrschaft St. Peter in der Au (in Niederösterreich) veräußert wurde.<sup>2)</sup>

Der jüngste Sohn des Grafen Gottlieb aus dessen zweiter Ehe mit Maria Eleonora Gräfin von Öttingen, Graf Ferdinand Hartwig (geboren 1681), war anfänglich Domherr zu Mainz, trat aber später in kaiserliche Kriegsdienste, machte als Oberstlieutenant im Herberstein'schen Regiments die meisten Feldzüge in Italien mit und starb unvermählt als Generaladjutant in Wien.

Graf Adam Ferdinand (geboren zu Döbenburg 1675, gestorben zu Regensburg 1730), ein Urenkel Andreas' II. vom Erasmus'schen Hauptaste, ward mit der Nachricht von der Kaiserwahl Karls VI. an die Kaiserin Eleonore nach Wien gesandt, erscheint 1717 als Generalmajor der Cavallerie in der Schlacht bei Belgrad und war später Commandant der Festung Groß-Szigeth.

Des Conferenzministers Grafen Leopold Johann Victorin einziger Sohn, Leopold Karl Josef, der Vater des in der Geschichte seiner Zeit vielgenannten Grafen Josef Niklas, der schon im jugendlichen Alter von 28 Jahren als Rath und Regent der niederösterreichischen Lande das Zeitliche segnete, war seit 1743 mit der Tochter des Feldmarschalls und Hofkriegsrathspräsidenten Grafen von Rhevenhüller, Maria Antonia Gräfin von Rhevenhüller, vermählt, die ihm jedoch schon nach kurzer Ehe (1746, 17. Jänner) durch den Tod an

<sup>1)</sup> Wurzbach, I. c.

<sup>2)</sup> Wurzbach, I. c.

Kindtblattern entrißen worden, und der er wenige Wochen darnach (12. Februar) an derselben Krankheit ins Jenseits folgte.

Des Grafen Leopold Karl hinterlassener einziger Sohn, Graf Josef Niklas (geboren zu Wien 1744), über welchen, wie oben ausführlicher erzählt worden, seine Großmutter Maria Ernestina die Vormundschaft geführt, nimmt nicht nur in der Geschichte seines Hauses, sondern auch in der Geschichte Österreichs sowohl durch seine eigene Erscheinung und Bedeutung als auch in seiner Eigenschaft als Vater des Feldmarschalls Fürsten Alfred Candidus zu Windisch-Grätz eine hervorragende Stellung ein.

Freiherr von Helfert, dieser eminente Kenner namentlich der neuesten Geschichte Österreichs von den Tagen Kaiser Josefs II. bis heute, schildert den Grafen Josef Niklas in meisterhafter Weise mit nachstehender vollendeter Charakteristik.<sup>1)</sup> Freiherr von Helfert schreibt:

„Josef Niklas, eine jener stolzen, eigenwilligen, dabei wohlwollenden und durchaus ehrenhaften Dynastennaturen, deren Typus heutigen Tages unter der Aristokratie nicht bloß Österreichs, sondern selbst Englands immer mehr zu verschwinden scheint, hat in früheren Jahren in nahen persönlichen Beziehungen zu Kaiser Josef II. gestanden, sagt sich aber später, dem Stürmen und Drängen von Josefs rücksichtsloser Reformthätigkeit im Grundsatz abhold, gänzlich von ihm los, meidet von da den Hof und ist trotz öfterer Anwesenheit in Wien nie mehr zu bewegen, sich dem Kaiser vorzustellen. Er ist ein vielseitig gebildeter Mann, beschäftigt sich mit historischen, politischen und philosophischen Studien, steht mit Kant, mit den französischen Encyclopädisten und anderen Berühmtheiten seiner Zeit in lebhaftem Briefwechsel und läßt eine nicht unbedeutende Anzahl von Schriften drucken. Offenheit des Charakters, Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Urtheiles und ein redliches Streben nach Wahrheit ziehen sich durch sein ganzes Wesen, dem darum nichts so innerlich zuwider ist als das Treiben der geheimen Gesellschaften, die eben damals unter den verschiedensten Namen und Gestalten üppig wucherten; er richtet eine eigene Schrift wider sie (*Objections aux sociétés secrètes*) und ist, als endlich eine kaiserliche Verordnung ihr widerliches Treiben untersagt, darüber so erfreut, daß er dem Staate eine freiwillige Schenkung von 30.000 Gulden macht. Wie mit den überstürzenden Neuerungen

<sup>1)</sup> Geschichte Österreichs I, S. 61 ff.

des Kaisers Josef ist Graf Windisch-Grätz mit der kriegerischen Thätigkeit des jungen Kaisers Franz nicht einverstanden. Er bedauert den Ausbruch und den unheilvollen Gang der französischen Revolution; allein er erblickt in ihr einen großen Theil schweren früheren Verschuldens der Dynastie wie der höheren Gesellschaft Frankreichs. Als daher um diese Zeit vom Kaiser Franz eine Aufforderung an den Adel und die Geldbesitzer zu freiwilligen Opfern für Kriegszwecke ergeht, verweigert der Graf für seine Person jeden Beitrag, zahlt aber für die gesammten Unterthanen seiner böhmischen Herrschaften den ausgeschriebenen Kriegszuschlag. Seine späteren Lebensjahre bringt er fast ununterbrochen auf seinen Schlössern Tachau und Stékna zu. In letzterem beschließt er seine irdische Laufbahn; als er sein Ende herannahen fühlt, besorgt er sein Seelenheil, ordnet seine weltlichen Angelegenheiten, nimmt von den Seinigen Abschied und beschiedet dann in ein anstoßendes Zimmer seine Musikkapelle, unter deren hinschmelzenden Weisen seine freie und starke Seele ihre sterbliche Hülle verläßt."

Josef Niklas, welcher einige Zeit die Stelle eines Reichshofrathes bekleidete und 1770 als dienstthuender Kämmerer der großen Begleitung der Erzherzogin Marie Antoinette, künftigen Dauphine von Frankreich, auf deren Reise nach ihrem später so verhängnißvollen Bestimmungsorte Paris zugetheilt war, that sich in seinen nach seinem Zurückziehen vom Hofe so ausgiebigen Mußestunden, wie schon angedeutet, namentlich als Schriftsteller hervor.

Der Hauptzweck seines Studiums und seiner Schriften war, Moral und Gesetzgebung zu mathematisch bestimmten Wissenschaften zu erheben und auf die festesten Grundsätze zurückzuführen. Er setzte (1785) hohe Preise von 1000 und 500 Ducaten auf die Lösung des Problems, Contractformeln zu entwerfen, „die gar keiner doppelten Auslegung fähig wären, und vermöge deren jeder Streit über irgendeine Eigenthumsveränderung unmöglich würde, so daß über eine nach diesen Formeln abgefaßte Rechtsurkunde durchaus kein Proceß entstehen könnte“. Er legte diese Frage, von deren Lösung er sich „das Grab aller Chicane und das Ende aller Proceße“ versprach, dem ganzen Europa vor und erbat die Pariser, Edinburgher und auch eine deutsche Akademie zu Schiedsrichtern.

Die Pariser Akademie der Wissenschaften, die königliche Gesellschaft zu Edinburgh und die Baseler Universität hatten sich zur Übernahme des Urtheiles bereit erklärt, doch die Termine verstrichen (1787 und 1790), ohne daß irgendein Auflösungsversuch erschien, nur einige

Gegenschriften kamen in Wien zum Vorschein. Von einem einzigen Manne, einem schwedischen Mathematiker namens Törner, weiß man, daß er sich mit Lösung dieser Aufgabe oder vielmehr mit den Präliminarfragen dazu beschäftigt hat.

Außer dem diese Aufgabe betreffenden Programme schrieb Graf Windisch-Grätz noch: „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände, worüber man heute sehr viel schreibt“ (Nürnberg 1787); „Objections aux sociétés secrètes“ (London 1788); „Discours, dans lequel on examine les deux questions suivantes: I. Un Monarque a-t-il le droit de changer de son chef une Constitution évidemment vicieuse? II. Est-il pendant à lui, est-il de son intérêt, de l'entreprendre? Suivi des réflexions pratiques“ (1788); „Solution provisoire d'un problème ou histoire métaphisique de l'organisation animale“ (Brüssel 1789); „Principes métaphisiques de l'ordre social, de la loi et de la religion naturelle“ (Fortsetzung des Vorigen, wahrscheinlich ungedruckt geblieben); „De l'âme, de l'intelligence et de la liberté de la volonté“ (Straßburg 1790).

Auch fanden sich Materialien zu einer Schrift „De la peine de mort et de la torture“.

Dem 1798 versammelten Friedenscongreß zu Raastadt machte er in einer französisch geschriebenen Denkschrift den Antrag, eine höchst vollkommene Theorie der Gesetzgebung abzufassen.

Kaiser Josef, der trotz der politischen Gegnerschaft in ihm den selbständigen, ehrenhaften Charakter hoch achtete, bevorzugte ihn mit wenigen anderen dadurch, daß er ihm eines der nur im Manuscript vorhandenen sieben Exemplare seines von ihm selbst verfaßten politischen Testaments eigenhändig zusandte.<sup>1)</sup>

Als Graf Josef Niklas starb (1802), hinterließ er, der ein so sehr geschmälertes Vermögen übernommen, die Herrschaften St. Peter in der Au,<sup>2)</sup> Gasseneck<sup>3)</sup> und Leopoldsdorf<sup>4)</sup> in Niederösterreich sowie die 1781 vom Grafen Lojz ererbten Herrschaften Tachau und Stěkna, ferner Winternitz mit den Gütern Stienitz, Sluša, Mladejowiz, Rowna,

<sup>1)</sup> Wurzbach, l. c. — Aus des Grafen Feder bewahrt die k. k. Familienbibliothek den schon erwähnten „Discours“ (Nr. 33.211), ein „Memoire“ (Nr. 32.691) und „Die Verminderung der Prozesse“, 1801 (Nr. 32.690).

<sup>2)</sup> Hinter Seitenstätten über der Ybbs an der Urfa.

<sup>3)</sup> In nächster Nähe hinter Seitenstätten.

<sup>4)</sup> Südwärts von Wien hinter Rothneusiedel, insgemein „Loipersdorf“ genannt.

Schoffenreuth, Pürschau u. a. in Böhmen. In Wien besaß er ein Familienhaus in Gumpendorf und ein sogenanntes Freihaus in der inneren Stadt, dormalen im Besitze des Fürsten Liechtenstein (Bankgasse 7).

Graf Josef Niklas war zweimal vermählt. Seine erste Gemahlin Josefa Gräfin von Erdödy (geboren 1748, gestorben 1777), eine Tochter des Grafen Nikolaus Erdödy de Monyorókeret, Erbobergespans des Warasdiner Comitates, und der Gräfin Marie Antonie von Batthyanyi, war durch Geist, Amuth und Schönheit ausgezeichnet und zählte zu den glänzendsten Erscheinungen der Wiener Gesellschaft, sie war aber zugleich, wie die Zeitgenossen von ihr rühmend gedenken, eine würdevolle und pflichtgetreue Mutter. Im Alter von 22 Jahren gieng sie mit ihrem Gemahl zugleich in der Begleitung der Erzherzogin Marie Antoinette nach Frankreich und wurde ihrer hervorragenden Eigenschaften wegen am Versailler Hof mit zarter Anspielung auf ihren Namen „vingt milles grâces“ genannt. Ihrer angegriffenen Gesundheit wegen mußte sie das Abbazia oder Nizza ihrer Tage, die Stadt Nizza, aufsuchen, kehrte aber 1775 nach Wien zurück, wo sie allmählich dahinsiechte und 1777 im 29. Lebensjahre verschied.

Während ihrer Krankheit hatte Kaiser Josef, der sie, ohne für sie eine Leidenschaft zu hegen, außerordentlich hoch schätzte, sie öfters durch Vorlesen oder Erzählen zu unterhalten gesucht, und der Monarch war, als er, eben auf seiner Reise nach Frankreich begriffen, in Paris selbst die Kunde von ihrem Tode erhielt, auf das tiefste erschüttert. Ihr sie innig und tief betrauernder Gemahl ließ ihr in der Kirche des altberühmten Schottenstiftes zu Wien ein schönes Monument errichten.

Seine zweite Gemahlin war Maria Francisca Leopoldina Prinzessin zu Arenberg, welche ihm am 11. Mai 1787 in Brüssel den Sohn schenkte, der von der Vorsehung auserkoren war, in der Geschichte Oesterreichs als Heerführer und Staatsmann eine entscheidende Rolle zu spielen, den Feldmarschall Fürsten Alfred Candidus zu Windisch-Grätz.



### Die Fürsten zu Windisch-Grätz.

Zwei Jahre, nachdem Graf Josef Niklas das Zeitliche geegnet, erhielt sein Haus den Reichsfürstenstand (24. Mai 1804).

Zur Zeit zählte dessen Sohn Alfred Candidus Ferdinand (geboren zu Brüssel am 11. Mai 1787), der nachmalige Feldmarschall, das 17. Lebensjahr, und es wurde die von ihm angekaufte

Grasschaft Egloffs und Siggen im schwäbischen Kreise <sup>1)</sup> von Sr. Majestät zum Reichsfürstenthum Windisch-Grätz erhoben.

Der jugendliche Majoratsherr, der bei dem Tode seines Vaters unter die Vormundschaft seiner Mutter Maria Francisca Leopoldina, geborenen Prinzessin zu Arenberg, und unter die Mitvormundschaft des Fürsten Josef Schwarzenberg gestellt worden war, hatte seine ersten Jugendjahre abwechselnd auf Tachau und Stékna in Böhmen und in Wien zugebracht und sich einer seiner reichen Begabung entsprechenden sorgfältigen Erziehung erfreut, die von trefflichen Lehrern, darunter auch einem emigrierten französischen Edelmann, geleitet war.

Nachdem sich Fürst Alfred Candidus in den classischen Studien, in Geschichte und insbesondere in der französischen Literatur ausgebildet, faßte er den Entschluß, in die Reihen der österreichischen Armee zu treten, was er denn auch nach vorheriger kurzer militärischer Ausbildung rasch ins Werk setzte.

Kaiser Franz ernannte ihn als das Haupt eines reichsunmittelbaren Fürstenhauses im Juni 1804 zum Oberlieutenant im 2. Uhlaneregiment Fürst Schwarzenberg, dessen Stabsstation sich zu Ungarisch-Brod (in Mähren) befand.

Mit diesem Eintritte des jugendlichen Fürsten Alfred Candidus zu Windisch-Grätz in die k. und k. Armee war aber zugleich der Grund gelegt zu seiner Ruhmesgröße — einer Ruhmesgröße, die trotz mancher widerstrebenden Anschauungen schon in der zeitgenössischen Chronik Anerkennung gefunden und im Fortschreiten der Zeit, mehr und mehr beglänzt von der reinen Leuchte objectiver Geschichtsforschung, in vollem Lichte dastehen wird.

„Der Wert des Mannes,“ sagt schon ein gewiegter zeitgenössischer Historiker, <sup>2)</sup> „der sich in der entscheidendsten Epoche der neueren österreichischen Geschichte zweimal mit unumschränkter Vollmacht bekleidet an die Spitze der Ereignisse gestellt sah, fordert zu einer ernstern und würdigeren Beurtheilung heraus, als sie schnellfertige eine von der

<sup>1)</sup> Nicht weit von der Stadt Isej gegen den Bodensee gelegen. Gehörte vorher den Grafen von Traun meißnauer Linie, welche sie 1662 von Osterreich für 30.000 Gulden erkaufte und deshalb seit 1668 Sitz und Stimme unter den schwäbischen Reichsgrafen hatten. Hübnér, Staatszeitungs-Lexikon. Leipzig 1795. S. 667.

<sup>2)</sup> Freiherr von Helfert, Geschichte Osterreichs vom Ausgang des Wiener October-Aufstandes 1848, I, S. 64 f.

Leidenenschaft des Parteigetriebes beherrschte Tagesmeinung zu bieten vermag" — „und,“ fügt derselbe Geschichtsforscher hinzu, „eines wird ihm keiner abzustreiten versuchen: daß er ein Mann in der vollen Bedeutung des Wortes, ein Charakter edel und rein, eine Persönlichkeit nicht mit gemeinem Maßstabe zu messen. Wenn man zugibt, daß jemand Demokrat sein kann, so muß man auch gelten lassen, daß jemand Aristokrat ist, es sind das eben Stand- und Ausgangspunkte verschiedener Überzeugung. Daß er Aristokrat, hat Windisch-Grätz offen, wie das in seinem Wesen lag, nie geleugnet.“

Und ein besonderes Charakteristikon von des Fürsten Alfred Candidus durchwegs aristokratischem Wesen hebt Walter Rogge,<sup>1)</sup> des Feldmarschalls heftiger politischer Gegner, der denselben öfter und nicht der Wahrheit gemäß angreift, hervor, indem er einen bezeichnenden Ausspruch desselben citiert. Rogge nennt es nämlich einen interessanten Zug, daß in einer Zeit, wo österreichische Aristokraten durch Betheiligung mit Concessionen zu industriellen Gesellschaften Geld zu machen suchten, der Fürst sich weigerte, seine Creditactien verkaufen zu lassen, als ihr Cours nahezu aufs doppelte gestiegen war. „Ich habe sie genommen, weil man mir sagte, die Gründung der Creditanstalt wäre ein Vortheil für den Staat,“ entgegnete er seinem Geschäftsführer auf den betreffenden Vorschlag, „Geschäfte macht kein Windisch-Grätz.“

Der scharf ausgeprägte Charakter des österreichischen Cavaliers vom alten Schrot und Korn, in dem sich Fürst Alfred Candidus sein ganzes ereignisreiches Leben hindurch so voll bewährt hat, erwies sich, wie wir in der nachfolgenden, leider nur gedrängt möglichen biographischen Skizze sehen werden, schon im jungen Officier zu wiederholtenmalen.

So gleich am Beginne seiner militärischen Carrière. Nachdem der Fürst bei der ersten Truppenconcentrirung um Prag (1804), die er mitmachte neben Kaiser Franz und dem glorreichen Helden Erzherzog Karl, manche militärische Größen wie den Fürsten Rosenberg, die Cavallerieoberste Grafen Louis Wallmoden, Karl Rinsky und Civalart sowie viele andere in der Folge berühmt gewordene militärische Persönlichkeiten kennen gelernt und dann in den Gesellschaftskreisen von Prag dem Prinzen Louis Ferdinand von

<sup>1)</sup> Oesterreich von Vilagos bis zur Gegenwart I, S. 9.

Preußen,<sup>1)</sup> der Prinzessin Solms, der nachherigen Königin von Hannover, und anderen hervorragenden Erscheinungen begegnet, führte ihn der nächste Winter nach Brüssel zum Besuch seiner mütterlichen Verwandten. Hier war es, wo er eine Anzahl französischer Generale und andere interessante militärische Persönlichkeiten aller Grade kennen lernte und den ersten Eindruck von der imposanten Kriegsorganisation Napoleons empfing, aber hier war es auch, wo sich schon die festen Maxime des jugendlichen österreichischen Aristokraten und Officiers in dem schönsten und erfreulichsten Lichte zeigten. Da nämlich Napoleon zur Befestigung seiner neucreierten Dynastie mehr und mehr die kleinen Reichsstände in den sich vorbereitenden Rheinbund aufzunehmen und an den Ruhm seiner Adler zu knüpfen suchte, wurde auch die schöne Gelegenheit benutzt und dem Fürsten die Immediatstellung seines Hauses und seinem militärischen Ehrgeize das Commando eines französischen Reiterregimentes angeboten; die nahe Verwandtschaft desselben mit den halb als Franzosen angesehenen Arenbergs schien ein Motiv mehr, daß man im französischen Sinne an die Annahme dieser Anerbieten seinerseits glauben mochte. Doch, wie gesagt, an den schon felsenfesten Grundsätzen des jungen Fürsten Windisch-Grätz prallten all diese Verlockungen ab, ohne im geringsten zu verfangen.<sup>2)</sup>

Als im nächsten October (1805) der Seconderittmeister Fürst Windisch-Grätz mit den in Ulm verbliebenen Truppen durch die Capitulation dieses Platzes in Kriegsgefangenschaft gerieth, da gab dem Fürsten ein glückliches Zusammentreffen mit dem von Brüssel aus persönlich ihm bekannten Generalstabschef Murats, dem Generale Belliard, Gelegenheit, das Ersuchen um Entlassung bis zur Auswechslung zu stellen. Zu diesem Zwecke ward er von Belliard in das französische Hauptquartier beschieden. Hier trat er das erste und einzige Mal in seinem Leben Napoleon gegenüber. Der Kaiser kannte von Brüssel des Fürsten Großmutter, die Prinzessin Arenberg, die

<sup>1)</sup> Das lebhafteste Haupt der antifranzösischen, später sogenannten Kriegspartei in Preußen.

<sup>2)</sup> Wurzbach, l. c. — Als Curiosum sei hier erwähnt, daß Fürst Windisch-Grätz zu jener Zeit von Brüssel die ersten Cigarren nach Oesterreich brachte, deren Gebrauch er unter den dortigen Freunden kennen gelernt, und die er von einem spanischen Diplomaten als Geschenk erhalten hatte. Und wie groß auch der Abscheu gegen diese neue Gewohnheit in den höheren Gesellschaftskreisen Oesterreichs anfangs war, er blieb derselben bis an sein Lebensende treu. (Ibid.)

er hoch schätzte. Windisch-Grätz erhielt seine Freilassung, und nachdem ihm gestattet worden, seinen gleichfalls in Gefangenschaft gerathenen Regimentskameraden, Rittmeister Fürsten Karl Auersperg, mit sich zu nehmen, reiste er mit demselben heim nach Böhmen, wo nach der Schlacht bei Musterlitz seine Auswechslung erfolgte.

Die klägliche Heeresleitung und mangelhafte Organisation, deren Augenzeuge der junge Fürst gewesen, hatten jedoch denselben nicht entmuthigt, und mit umso größerer Zuversicht wurde er einer der eifrigsten Schüler jener Reformen und Vorschriften, welche der neue Generalissimus, Erzherzog Karl, in der Armee einzuführen sich berufen fühlte, und die das Problem glücklich lösen sollten, einen systemisirten Friedensstand zu schaffen und doch für den Kriegsfall eine Erweiterung der Wehrkraft zu ermöglichen, ohne zu den veralteten Aufgeboten oder zu kostspieligen und unsicheren Werbungen greifen zu müssen, mit welcher glücklichen Lösung durch den energischen und fruchtbringend thätigen Erzherzog jener bahnbrechende Schritt in der Entwicklung des österreichischen Heerwesens geschah, auf dem das ganze System der modernen Wehrpflicht beruht, und der nach und nach von fast allen Staaten nachgeahmt wurde.<sup>1)</sup>

Seit 1808 Escadronscommandant, widmete sich Fürst Windisch-Grätz mit gleichem Eifer sowohl seiner eigenen militärischen Ausbildung als jener seiner Abtheilung; von seinen Kameraden geliebt und geachtet, lebte er mit diesen im freundschaftlichen Verkehre und sah die Officiere seiner Escadron zumeist an seinem eigenen Tische.

In der ruhmreichen Schlacht bei Aspern, an der er noch als Rittmeister im Uhlanenregimente Schwarzenberg theilnahm, erhielt er am letzten Schlachttage (22. Mai) einen Schuß in den Unterleib. Die anfänglich als gefährlich betrachtete Wunde stellte sich bei näherer Untersuchung glücklicherweise nur als ein Streifschuß dar, dessen Heilung rasch vor sich gieng, und so konnte der Fürst, der inzwischen Major bei dem böhmisch-ständischen Landwehr- Dragonerregiment geworden, auf seine Bitte zu einem vor dem Feinde stehenden Regimente, dem 1. Uhlanenregimente Graf Merveldt, übersezt werden. Da nahm er nun theil an einem glänzenden Gefechte der unter dem von ihm zeitlebens pietätvoll verehrten Feldmarschall-Lieutenant Baron Kienmayer zusammengezogenen Truppen gegen Funot. Ihm persönlich

<sup>1)</sup> Illustrierte Geschichte der k. k. österreichischen Armee. Wien 1888. II, S. 1267 ff.

gelang es auf diesem Zuge gegen den Feind, den König Jérôme auf dessen Rückzuge zu Wagen mit einem Trompeter bis an die Thore Erfurts zu verfolgen, um einen Waffenstillstand mit der Saale als Demarcationslinie abzuschließen. Der Znaimer Waffenstillstand machte aber bekanntlich alle durch Rienmayer errungenen Vortheile wieder illusorisch.

Nach dem Kriege 1809 trieb Fürst Windisch-Grätz in seinem Dienste vor allem Fachstudien, pflegte mit Vorliebe die Kunst des Reitens unter Anleitung eines damals in Nachod lebenden französischen Emigranten, eines Meisters in diesem Fache, und brachte es darin zu der an dem Feldmarschall bis in die spätesten Lebensjahre bewunderten Vollendung.

Als aber 1812 die Politik von Seite Österreichs die Aufstellung eines Auxiliarcorps unter dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg zugunsten Napoleons erheischte, konnte er dies nicht mit seiner militärischen Anschauung vereinen und reichte sein Quittierungsgesuch ein. Dies bewilligte der Kaiser nicht, aber die loyale Gesinnung und die geleisteten Dienste des Fürsten würdigend, gestattete er ihm einen Urlaub, dessen Dauer allein von dem Ermessen des Bewerber's abhängen sollte.

Der Tod von Mutter und Schwester veranlaßte den Fürsten, im Frühjahr 1813 sich nach Wien zu begeben, wo er nun viel mit dem Fürsten Metternich und anderen Staatsmännern, darunter auch dem russischen Gesandten Grafen Stackelberg, verkehrte. Und als an jenem für Napoleon so verhängnisvollen Abend des 10. August im Salon Metternichs der Staatskanzler um die Mitternachtsstunde, mit der die letzte Frist zu friedlicher Vermittlung ablief, auf den anwesenden Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg zutrat, um ihm zu der nunmehr in seine Hand gelegten kriegerischen Leitung der Geschicke ein glückliches Vollbringen zu wünschen, da war eben auch Fürst Windisch-Grätz zugegen, der nun auch sofort nach dem also eingetretenen Umschwunge in der politisch-militärischen Situation sein Einrücken zur Armee meldete und gleichzeitig, zum Oberstlieutenant befördert, seine Versetzung zum Graf D'Keily'schen Chevauxlegersregimente Nr. 3 erfuhr.

Dem neueingerückten Oberstlieutenant Fürsten Windisch-Grätz war es aber beschieden, diesem braven Regimente, das im letzten Feldzuge (1812) gegen Rußland das Unglück gehabt, drei Standarten zu verlieren, und dem über kaiserlichen Befehl solche, obgleich sie vom

russischen Kaiser zurückgestellt worden, erst wieder nach einer glücklichen Waffenthat zugestellt werden sollten, die alten Ehrenzeichen wiederzuschaffen. Es geschah dies am ersten Tage (16. October) der Schlacht bei Leipzig, in welcher der Oberstlieutenant durch zwei glänzende Attaquen die russischen und preussischen Batterien sowie die österreichische Infanterie in die Lage versetzte, den Ort Seifertshaus zu besetzen, und durch weitere Attaquen bei Seifertshaus die Bajonettangriffe der Infanterie in entsprechender Weise unterstützte. In Anerkennung dieser Ruhmesthat erhielt das Regiment nun seine drei Standarten wieder, und die Officiere desselben forderten den Oberstlieutenant auf, mit ihren Zeugnissen seine berechtigten Ansprüche auf den Theresien-Orden geltend zu machen.

Bald darauf zum Obersten und Commandanten des altberühmten 8. Kürassierregimentes Großfürst Constantin — „Dampierre-Kürassiere“ — ernannt, führte Fürst Windisch-Grätz im Februar 1814 bei Maisons-blanches ein kühnes Reiterstück auf, indem er, nur von einem Trompeter begleitet, auf die feindliche Aufstellung zuritt, um als Parlamentär zu dem höchstcommandirenden feindlichen General geführt zu werden. Bald ward er die große Überlegenheit des Gegners gewahr, und als der feindliche General, welcher merkte, daß der Parlamentär nur gekommen sei, um die Position und deren Stärke auszukundschaften, eben Miene machte, den Fürsten als Gefangenen zurückzuhalten, gab Oberst Windisch-Grätz seinem Pferde die Sporen und war schon davongesprengt, noch ehe der feindliche General und dessen Umgebung aus ihrer Verblüffung zu sich kamen.

Für die glänzende Waffenthat in der Schlacht bei Leipzig schmückte Kaiser Franz die Brust des tapferen Obersten (Allerh. Handbillet de dato Paris 2. Mai 1814) mit dem Ritterkreuze des Maria Theresien-Ordens.

Als im Jahre 1819 beim 200jährigen Jubiläum der Errettung Kaiser Ferdinands II. durch die Dampierre-Kürassiere Oberst Fürst Windisch-Grätz das eigens zu dieser Feier nach Wien befohlene Regiment nach dem alten Privilegium unter klingendem Spiel durch die Hofburg führte, da sagte Kaiser Franz, dem Vorbeimarsche der Truppe aus einem Fenster zusehend, zum Oberstkämmerer Grafen Wrba die schönen prophetischen Worte: „Sehen Sie den Windisch-Grätz da unten, ist jetzt ein brillanter Oberst, der sich im Kriege recht ausgezeichnet, das haben aber auch andere gethan, ich aber sehe mehr in ihm, und es sollte mich wundern, wenn er meinem Hause nicht noch einmal große Dienste leisten sollte.“ Noch am selben Abend theilte

Wrbna im Salon Metternichs dem Fürsten diesen Ausdruck des Monarchen mit, welcher Ausdruck sich nach drei Decennien auch bewahrheiten sollte.

Die Zeit bis zu den Ereignissen des Jahres 1848 verbrachte Fürst Windisch-Grätz zumeist damit, den Geist der militärischen Vorschriften des großen Erzherzogs Karl in seinem jeweiligen Wirkungskreise in die Praxis umzusetzen, gleichwie er auch im weiteren Verlaufe den neuen Einführungen Vater Radetzky's, allen Gegenströmungen ausweichend, das Wort redete und, in die Commission zur Prüfung derselben berufen, der bekannten neuen Manövrierinstruction durch sein entschiedenes Auftreten zum Siege verhalf (1835). Inzwischen hatte der Fürst 1830 zugleich mit den Erzherzogen Albrecht, dem heutigen Feldmarschall und Sieger von Custoza, und Stephan den Orden des Goldenen Vlieses erhalten, war noch als Brigadier zum zweiten Inhaber des 1. Kürassierregimentes Kaiser Franz und am 30. Mai 1833 zum Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär in Prag ernannt worden. Kurz vor seinem Tode verließ Kaiser Franz dem Fürsten statt des 1. Kürassierregiments das 4. Chevaulegersregiment, welches seitdem den Namen des nunmehrigen Inhabers fortführen sollte.

Seit dem Jahre 1816 (16. Juni) war Fürst Alfred Candidus vermählt mit der Prinzessin Marie Eleonore Philippine zu Schwarzenberg, einer Tochter des Fürsten Josef Johann Nepomuk zu Schwarzenberg und der Fürstin Pauline, geborenen Prinzessin zu Arenberg, dem unglücklichen Opfer des Pariser Festballes 1800, die gleich ihrer edlen Mutter ein unvorhergesehenes trauriges Ende finden sollte, indem sie während der in der Pfingstwoche 1848 herrschenden Bewegung in Prag, indessen auf den Straßen der Tumult tobte, am Fenster stehend, durch einen Schuss ein beklagenswerthes Opfer der Parteiwuth wurde. Ein Bericht über ihr Leichenbegängnis hebt im Hinblick auf das tieftraurige Ereignis betonend hervor, daß die Fürstin eine echte Wohlthäterin der Menschen gewesen, deren Andenken in Prag gesegnet ist.<sup>1)</sup>

Die Seelengröße des Fürsten, dem es bei solch persönlichem Schmerze — auch sein Sohn war an diesem Tage schwer verwundet worden — gelungen, des Prager Aufstandes Herr zu werden (12. Juni 1848), die unentwegte Consequenz seiner Handlungsweise, das von ihm gebotene Beispiel vollendeter Pflichttreue, die unbedingte Anhänglichkeit

<sup>1)</sup> Wurzbach, l. c., Artikel „Fürsten Schwarzenberg.“  
Österr.-Ungar. Revue. XVI. Bd. (1894.)

und Treue seiner Truppen, dazu die unbestrittenen Thatfachen des ersten Sieges jener Zeit über die in allen Hauptstädten Europas siegreiche Revolution, dies alles hatte ihm eine Stellung geschaffen, die er angesichts der immer weiter greifenden Bewegung in Wien und in allen Nachbarstaaten mit der ganzen Kraft seiner Energie festzuhalten entschlossen war.

Während des Octoberaufstandes in Wien, wo er bereits in den ersten Wochen der Revolution (März und April), „mit allen Vollmachten“ ausgerüstet, die monarchischen und conservativen Interessen energisch vertreten hatte, zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber aller außerhalb Lombardo-Venetiens stehenden Truppen ernannt, begann Fürst Windisch-Grätz seine Operationen gegen Wien. Er schlug am 30. October die Ungarn bei Schwechat und rückte am 31. October in das durch ihn eingenommene Wien ein, und um 8 Uhr morgens des 1. November 1848 wehte bereits die kaiserliche Fahne auf der Spitze des Stephansthurmes.

Zur Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. zu Olmütz am 2. December 1848 begab sich auch der Fürst an das Allerhöchste Hoflager daselbst, und Se. Majestät versicherte Seinen Feldherrn in herzlichsten Worten Seiner Dankbarkeit und Seines gnädigen Vertrauens.

Die weiteren politischen und kriegerischen Ereignisse führten den Feldmarschall Fürsten Windisch-Grätz nach Ungarn, wo er vom 15. December 1848 bis 24. April 1849 mit der Führung der Operationen betraut war, Preßburg, Raab, Ofen-Best besetzte, am 27. Februar 1849 die Schlacht bei Kapolna gewann, welcher indes, bald nachdem er sich in die Defensive begeben, seine Abberufung aus Ungarn folgte.

In seinem Abschiedsbefehle an die Armee de dato Olmütz 24. April 1849 schildert er seine Empfindungen, seinen Ideengang nach der Abberufung und sagt u. a. wörtlich: „Diese Armee hat für die Welt große Verdienste, sie hat zur Aufrechthaltung der socialen Ordnung, zur Herstellung eines gesegneten Zustandes unter meiner Leitung so vieles geleistet, daß diese Thaten allein hinlänglich sind, ihr ein unverlöschliches Verdienst in der Geschichte zu bewahren. Eine Wohlthat bleibt es mir, und mein Stolz wird es stets sein, sie in dieser verhängnisvollen Epoche geführt und einen Geist in ihr gefunden zu haben, der erhaben war über das Verderbnis der jezigen Zeit.“

In jugendlichfrischer patriotischer geistiger Theilnahme an den politischen und militärischen Vorgängen in ganz Europa und speciell in Oesterreich überlebte Fürst Windisch-Grätz noch durch 14 Jahre

die Ereignisse, in denen er eine so hervorragende Rolle gespielt, und starb zu Wien am 21. März 1862.

Im Jahre 1850 hatten elf Mitglieder des Maria Theresien-Ordens, die Generale Graf Wallmoden, Graf Nugent, Graf Menssdorff, Graf Hardegg, Freiherr d'Aspre, Freiherr von Welden, Graf Bratislaw, Graf Schlick, Freiherr von Zelačić, Fürst Felix Schwarzenberg und Graf Clam-Gallas, ohne daß der Fürst eine Ahnung davon haben mochte, dem Großmeister die unterthänigste Bitte um Verleihung des höchsten Zeichens militärischen Ruhmes an denselben vorgelegt.

Der Kaiser überwies das Gesuch dem im Jahre 1850 tagenden Capitel, und dieses erkannte dem Fürsten Windisch-Grätz durch Einhelligkeit der Stimmen das Großkreuz zu. Die Motive dieses Gesuches sind ehrend für die Bittwerber wie für den Fürsten. „Indem wir den Namen Windisch-Grätz nennen,“ heißt es darin, „bezeichnen wir damit zugleich Tugenden, welche den Träger desselben zum Manne der Geschichte machen. Erlassen uns Euer Majestät die Ereignisse zu schildern, welche in der jüngsten Vergangenheit den Erdball aus seinen Fugen zu stürzen, Throne und Reiche zu zertrümmern, Recht und Ordnung zu vernichten drohten. Euer Majestät haben diese Katastrophe selbst durchlebt, Euer Majestät sind selbst von der Verletzung ausserkoren, segensbringend in die Weltverhältnisse einzugreifen. An Oesterreichs Schicksalen hing das Los Europas, das der Gesellschaft. Die Empörung erhob mit maßloser Kühnheit das Haupt selbst auch in Euerer Majestät blühendem Staate — und für seinen Monarchen, ohne alle Rücksicht auf die tiefen Wunden, die ihm die Volkswuth geschlagen, trat Fürst Windisch-Grätz unaufgefordert an die Spitze der Truppen. . . Das gute Recht hatte gesiegt, der Thron Euerer Majestät war gerettet, und das erschütterte Reich erhob sich mit neuer, nie gekannter Kraft aus seinen Trümmern empor, unter denen es das Ausland bereits begraben glaubte. Das sind Thatfachen, mit denen der Name Windisch-Grätz unauflöslich verwebt und mit ihm die Erinnerung an felsenfeste Treue und unbeugsamen Muth und hohes Verdienst immerdar verbunden bleibt.“

Die Textirung dieses Gesuches soll der schwungvollen Feder des Freiherrn von Zelačić entstammen.

Bei seinem Tode ehrte den um Dynastie und Reich gleich verdienten Feldmarschall und Staatsmann das Wort seines Obersten Kriegsherrn in auszeichnendster Weise.

Der Allerhöchste Armeebefehl anlässlich des Ablebens des Feldmarschalls Fürsten zu Windisch-Grätz de dato Venedig 22. März 1862 lautet:

„Um das Andenken des verewigten Feldmarschalls Alfred Fürsten zu Windisch-Grätz seinen vielen Verdiensten gemäß zu ehren, finde Ich Nachstehendes anzuordnen: Im Sitze eines jeden Generalats ist ein Trauergottesdienst anzuordnen. Meine gesammte Armee und Flotte haben acht Tage hindurch die Trauer in und außer Dienst, alle Fahnen und Standarten auf diese Zeit den Flor zu tragen. Das 2. Dragonerregiment hat für immerwährende Zeiten dessen ruhmvollen Namen zu führen. Der Feldmarschallstab, die inländischen Ordensdecorationen und eine vollständige Uniform sind im Museum des kaiserlichen Arsenal's neben jenen der berühmten und verdienstvollen Feldherren aus früherer Zeit aufzubewahren. Venedig am 22. März 1862.

Franz Josef m. p.“

An den Sohn des verbliebenen Feldmarschalls, den Majorats-herrn k. k. Generalmajor Alfred Fürsten zu Windisch-Grätz, geruhete Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. aber das nachstehende Allerhöchste Handbillet unter gleichem Datum zu richten:

„Lieber Generalmajor Fürst Windisch-Grätz! Der überaus schmerzliche Verlust, den durch den Tod Ihres Vaters Ich und Ihre Familie erleiden, hat Mich tief ergriffen. An ihm verliert Meine Armee das glänzendste Vorbild echter Ritterlichkeit. Diesem Ausdrucke Meiner wärmsten Theilnahme füge Ich die Versicherung bei, daß Ich für die vielen und großen Verdienste Ihres nunmehr in Gott ruhenden Vaters um Mich und Mein Reich stets ein dankbares Andenken bewahren werde. Venedig am 22. März 1862. Franz Josef m. p.“

Im Herrenhause des österreichischen Reichsrathes, dem Feldmarschall Alfred Candidus zu Windisch-Grätz als erbliches Mitglied angehörte, hielt der Präsident Fürst Carlos Auersperg in der Sitzung vom 22. März den Nachruf und sagte u. a.:

„Ein Unterpfand seines Wirkens wahr't jeder Oesterreicher, des Fürsten Windisch-Grätz in dankbarster Ehrfurcht zu gedenken. Es ist dies der Bestand der Monarchie (Bravo! Sehr gut! Centrum), des Hauses Habsburg legitimer Thron steht als ruhmvolles Denkmal seines thatenreichen Lebens. Das Kaiserthum Oesterreich schuldet dem verklärten Helden seine Wiedergeburt und die Wohlthat socialer Ordnung.“

Ein ungarischer Staatsmann, Graf Anton Széchen, schrieb in einem Wiener Blatte („Vaterland“) zu seinem Nachruhm u. a. Folgendes:

„Dass das Chaos revolutionärer Zustände in Oesterreich von den Strahlen einer besseren Zeit erleuchtet wurde, verdanken wir dem Fürsten Windisch-Grätz. Er hat diesen Ländern und Völkern das kostbarste Gut gerettet, welches die Vorbedingung gedeihlicher Zustände ist. Den Faden der Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, das legitime Recht seines Herrscherhauses, welches die Schwäche, die kurzsichtige Leidenschaft, die Gedankenlosigkeit der Menge, die frivole Tücke feindseliger Gewalten zu zerreißen drohten, hat er im entscheidenden Momente mit starker Hand erfaßt, und der Faden ward zum mächtigen Taue, welches das Schiff des Staates trotz allen Stürmen an einen sichernden Ankerplatz knüpfte.“

Zahlreich waren die Orden und Ehrenzeichen, deren sich der vielfach ausgezeichnete Fürst zu erfreuen hatte. Er besaß außer dem Orden des Goldenen Vlieses und dem Großkreuze des Maria Theresien-Ordens das Großkreuz des ungarischen Stephansordens, den russischen Alexander Newski- und Andreasorden, beide in Brillanten, dann noch andere dreizehn Orden, meist Großkreuze von Rußland, Preußen, Bayern, Hannover, Toscana und Rom, das Ehrengroßkreuz des souveränen Johanniterordens und seit 1814 einen kaiserlich russischen Ehrendegen.

Porträte, Medaillen, Statuetten in großer Zahl verewigten sein Bild, die Prager Bürgerschaft verehrte ihm dankerfüllt einen Vorbeerfranz mit einem prächtigen Album.

Im Liede auch ward sein Verdienst um Kaiser und Reich mehrfach gefeiert, am meist charakteristisch durch den gekrönten Sängerkönig Ludwig von Bayern in dem Gedichte „Windisch-Grätz, Jelacic, Radetzky“, das da ausklingt in die Worte:

Die letzte Stunde Oesterreichs scheint geschlagen,  
Frohlockend sprechen ihm die Frevler Hohn,  
Die Edlen seinen Untergang beklagen schon!

Nicht kennen mehr die Sterblichen Verpflichtung,  
Es droht dem Throne schrankenlose Gier:  
Wer rettet jezo Oesterreich vor Vernichtung? W. J. N.!

(Schluß folgt.)

# Die Geige in der Volksdichtung der Zigeuner Ungarns.

Von Dr. Anton Herrmann.

Budapest.

Geheimnisvoll und räthselhaft, ein echt romantisches Völkchen ist das der Zigeuner. Wissenschaftliche Forschung hat sich lange Zeit hindurch mit der Abstammung und der Sprache dieses Volkes eingehend beschäftigt und endlich auch diese Fragen ins reine gebracht. Inmitten der Kultur des Westens und trotz des nivellierenden Einflusses derselben hat dies Völkchen seine merkwürdigen Gebräuche bewahrt und ist durch seine zügellose Freiheitsliebe, seine unbezähmbare Wanderlust und seinen geheimnisumhüllten Volksglauben zu einem Hauptelemente romantischer Dichtung geworden, bevor noch die Welt auch nur eine Ahnung davon hatte, daß dies Volk selbst eine reiche Volksdichtung von unschätzbarem Werte besitzt. Paris nennt die leichtlebigen, armen, aber begeisterten und uneigennütigen, freisinnigen Kämpen der Dichtung und Kunst „Bohémiens“ = Zigeuner.

Uns, die Bewohner von Dijots „Zigeunerland“, interessiert vor allem ihr wahrhaft reales Zauberwerkzeug, ihre Geige, die auch für dies Volk selbst von großer Bedeutung sein sollte, indem es eben durch dies Instrument bei uns ausnahmsweise zu einem organischen Elemente der ungarischen Nation geworden ist und für den Träger nationaler Musik gilt. Der Geige verdanken die Zigeuner diejenige ausnahmsweise Stellung, welche sie nur hier in diesem Lande und nirgend anderswo auf der weiten Welt einnehmen, wo sie ihrem freien Willen gemäß zwar ebenfalls heimlos, aber nicht heimatlos geblieben sind. Ihre schwärmerische Seele, die sonst mit der Zähigkeit eines Paria dem Heimatsbegriff sich verschloß, konnte hier dem Genius der oft unterdrückten, aber nie gebrochenen, stolzen und freien Nation keinen Widerstand leisten, und dieser Genius impfte auch diesem „Überallundnirgendens“-Volke die Heimatliebe ein.

Nicht der Rolle, welche die Zigeuner in der Musik spielen, will ich diese Zeilen widmen, sondern der Rolle, welche der Geige in zigeunerischer Volksdichtung zugefallen ist.

Ungarländische Zigeuner nennen die Geige „lavuta“, die siebenbürgischen „hegedive“, die böhmischen „hegeduva“; daneben kommt in Süd-Ungarn auch die Benennung „schetra“, „schetera“ vor; und

Molnár, der 1798 die Verwandtschaft der magyarischen und zigeunerischen Sprache beweisen wollte, führt auch die Benennung „kobsa“ an. Die deutschen Zigeuner, die sich mit Musik gar wenig befassen, heißen die Geige „geiga“ oder „veljuna“, die polnischen dagegen „skripka“. Schon Pott bemerkte, daß die Zigeuner für dies Instrument keine aus dem Indischen stammende Benennung haben. Das Zeitwort „ich geige“ wird durch „baschavav“ ausgedrückt, dessen allgemeine Bedeutung „ich spiele“, „ich stimme“ ist; wahrscheinlich ist dies eine causative Form von „baschav“ = „ich belle“. In Siebenbürgen heißt „baschaljipen“ Geigenspiel. Veland, der berühmte amerikanische Zigeunerforscher, theilte mir mit, daß die englischen Zigeuner die Wurzel dieses Zeitwortes: „basch“ (sanscrit bhash) in der Bedeutung von „Geige“ gebrauchen.

Wer sich den Zigeuner ohne Geige kaum vorstellen kann, wer gewohnt ist, in magyarischer Volks- und Kunstdichtung die Geige und die braunen Orpheuse verherrlicht zu finden, wer in Liszt's Buch gelesen, daß der Zigeuner seine Seele der Geige einhaucht, daß Musik Epos und Geschichte, Tradition und Religion dieses Volkes sei: der wird die Voraussetzung ganz natürlich finden, daß auch die Volksdichtung der Zigeuner, der Resonanzboden des Seelenlebens, von auf die Geige bezüglichen Gefühlen und Reflexionen überströmt. Aber dem ist nicht also. Die ziemlich reiche Volksdichtung der Zigeuner beschäftigt sich verhältnismäßig gar wenig mit der Geige. In meiner und Wilslockis über 500 Lieder enthaltenden Sammlung zigeunerischer Volkspoesien finden sich kaum 30 Stücke, welche direct oder indirect auf die Geige Bezug nehmen.

Der Fiedelbogen ist der Zauberstab, der den Zigeuner in unserer Heimat aus einer Wanderratte zu einem Menschen gemacht, zu einem nicht unwürdigen Mitgliede einer würdigen Nation, hie und da zu einem civilisierten vermögenden Bürger, und der ihn über seine Stammesgenossen in anderen Ländern emporgehoben hat. In unserer Heimat hat ja eben die Geige einigen von ihnen einen Weltruf verschafft, vielen Tausenden ein leichtermorbenes Brot, eine freie und doch gesicherte Existenz. Die Geige verschafft dem Zigeuner das tägliche Brot, er lebt von ihr, wie seine anderen Stammesgenossen vom Ziegelschlagen oder Goldwaschen ihr Leben fristen, welche Beschäftigungen sie aber noch nie besungen haben. Das Gold waschen sie nicht für sich, die Geige lassen sie nicht zu ihrer eigenen Unterhaltung ertönen, wie dies Liszt bemerkt (lorsque les Bohémiens font de la musique, il leur importe surtout

de se plaire à eux-mêmes. Des Bohémiens, S. 249). Zweifelsohne sind die Zigeuner ein musikalisch hochbegabtes Volk. Manche Forscher halten auch die Luri für Zigeuner, die nach dem Berichte des persischen Heldengedichtes, des Schahname, im Jahre 420 bei den Persern als Musikanten angestellt waren. Ein gutes Gehör und eine geschickte Hand war ihnen von jeher eigen, aber die Musik, die Weisen selbst haben sie anderen Völkern abgelauscht, dieselben moduliert nach ihrem eigenen Gutdünken. Für Geige und Musik ist der Zigeuner beiweitem nicht in dem Grade begeistert, als man dies bei ihm voraussetzen könnte; ja, die Masse des Volkes hat dafür gar wenig Interesse. Geige und Musik spielen daher nicht die Führerrolle in der zigeunerischen Volkspoesie, wo eben der Rom (Zigeuner) zum Rom spricht.

Einsam am rauschenden Bache sitzt der Zigeuner, und in das wogende Gewässer hinabstarrend, probiert er auf seiner Geige so lange die Melodie eines Liedes, bis er sie endlich trifft, ohne dabei den Text des fremden Liedes zu kennen; seine eigenen zigeunerischen Lieder aber singt er ohne Geigenbegleitung. Hier ist bei ihm Text und Melodie eng miteinander verwachsen. Und den Gesang liebt der Zigeuner gar sehr. Ziellos die Welt durchschweifend, traumumfangen unter lustigem Zelte lagernd, hat er Zeit zu singen. Mit Gesang kürzt er sich den Wanderweg, dehnt er seine Rast aus. Mit Gesang streckt er sich abends auf die kahle Erde hin, von der er sich der Farbe nach kaum unterscheidet; mit Gesang erhebt er sich am Morgen der Lerche gleich, die sich aus der Furche gen Himmel schwingt und mit der sich der Zigeuner so gerne vergleicht:

Dschidav sar e patschirta,  
Lake hin vescha, malla.

Oder:

Kicheven zigne patschirta,  
Kicheven sar the rovena;  
Roven dare mre brigodji,  
Ke litscharel mire vodji.  
Mindig me tscha the silaba:  
Kames man tu piraneja?

Oder:

Silabel zigne patschirta,  
Pijeljas joj but bruina;  
Mire muj maj silabel,  
Pirani man tschumidel.

Lebe, wie die Lerche lebt,  
Über Berg und Thal hinschwebt.

Traurig singt die Lerche heut',  
Singt, als weinte sie vor Leid;  
Sie beweint den Kummer mein,  
Der mein Herz erfüllt mit Pein.  
Immer singen möcht' auch ich:  
Mein Geliebter, liebst Du mich?

Fröhlich singt die Lerche auf der Au,  
Denn sie trank vom frischen Morgenthau;  
Ich sing' auch recht zärtlich, süß,  
Wenn mein schönes Lieb ich küß'.

Auch mit dem Leben der Weise vergleicht der Zigeuner seinen Lebenslauf:

Lokes ural o zinege,  
 Schil na bantol les jevende;  
 Na bantol les e barval,  
 Jov kichivel pro kopal.  
 Jov kasavo sar o rom,  
 Beschel lestar pro jek drom,  
 Sovel, chal te pijel, kelel,  
 Enke pal dschives kichivel!

Zimmer lustig fliegt die Weise,  
 Singt stets eine frohe Weise;  
 Braust auch kalt der Wind durchs Nied,  
 Dennoch singt sie froh ihr Lied.  
 Dem Zigeuner ist sie gleich,  
 Wohnt mit ihm in einem Reich,  
 Schläft am Wege, isst und springt  
 Und dabei stets lustig singt!

Doch nicht immer ist er in der Lage und Laune, sich mit den Sängern der Lust zu vergleichen, wie z. B. im folgenden, mit echt zigeunerischem Humor gewürzten Lied:

Pro sutjo ruk hin tschiriklo,  
 Hin schukares jov kichivlo,  
 Tel seleno ruk na sovav,  
 Te tschirikles me aschunav.  
 Na chaljovav me e sila,  
 Na kapalel, me dschianav,  
 Sar me ajes te dschivese,  
 Th' avlas chaben, piben mange!

Böglein hüpfst auf dürrem Reife,  
 Und mit seiner lust'gen Weise  
 Mir verschuecht's hier unterm Baum  
 Jeden Schlaf und jeden Traum.  
 Kann das Böglein nicht verstehen,  
 Mußt' wohl nicht zum Roden gehen,  
 Nitzend so wie ich im Schweiß  
 Sich erwerben Trank und Speiß!

Zwar leichter als der auf dem Felde arbeitende Zigeuner und ohne Nützen und Schweiß, aber doch auch mit einiger Mühe erwirbt sich der zigeunerische Musikant seine Speise, seinen Trank und drückt die Bedeutung seines broterwerbenden Instrumentes also aus:

Jeka romni bitschopiki,  
 Bimaskeri jeka piri,  
 Jeka ker bidschakerpen,  
 Jeka len bipanori,  
 Jek dschuklo bidandengro,  
 Te jeka muj bitschabakri,  
 Jeka rakli bikeljiben,  
 Jek husaris bichanro,  
 Te jek rom bischetrakro:  
 Hin miseches, bibachtalo!

Ein Weib ohne Zopf,  
 Ohne Fleisch ein Topf,  
 Ein Haus ohne Dach,  
 Ohne Wasser ein Bach,  
 Ein zahnloser Hund,  
 Ohne Zunge ein Mund,  
 Ohne Mädchen ein Reigen,  
 Ohne Säbel ein Husar,  
 Ein Zigeuner ohne Geigen:  
 Sind gar schlecht bestellt, fürwahr!

Er liebt aber auch seine Geige, die ihm das tägliche Brot verschafft:

Oh mre gule hegedive,  
 Tu del tscha maro mange!  
 The jekvar na baschavav,  
 Akor tschatsches rovljarav.

O, die Geige gibt mir Leben,  
 Trunk und Speiß muß sie mir geben!  
 Wenn ich einst nicht geigen kann,  
 Bin ich ein geschlag'ner Mann.

Doch bitter ist das Brot des armen Zigeunermusikanten, wenn er alt und gebrechlich geworden ist. Dann heißt es:

Latscho devla latsches del,  
 Tschore romes jov kamel!  
 Kana o rom phures dschal:

Gott ist gut, er Gutes gibt,  
 Den Zigeuner stets er liebt!  
 Wenn er alt, gebrechlich schon:

Hegedive te kopal  
 Hin leske baro barvalipen,  
 Andre lime lestar jon aven!

Geig' und Bettelstab sein Lohn;  
 Dieß sein Gut und seine Habe  
 Bleibt getreu ihm bis zum Grabe!

In einem anderen Liede klagt der braune Musikant über schlechte Zeiten:

Pen, akana so kerav?  
 Pro udar me mangavav;  
 Baschaljipen na kames,  
 Uva lime miseches!

Sprich, was soll ich Armer thun?  
 Bettle vor den Thüren nun;  
 Niemanden mein Spiel erfreut,  
 Denn wir leben in schwerer Zeit!

Doch nicht nur des Brotes bedürftig ist der braune Musikant; seine Kehle ist gar oft ausgetrocknet, und unsäglicher Durst plagt ihn. Da heißt es denn nun:

Mre schetrake hin duj malla,  
 Mange pera, vodji chavljja;  
 Kamaviben te piben  
 Tajsja hin pasch baschapen!

Meine Geige hat zwei Gefährten,  
 Die beinahe mein Mark verzehrten;  
 Durst und Liebe heißen die beiden,  
 Die mich Musikanten begleiten!

Seit Jahrhunderten geigen sie dem magharischen Volke in Freud' und Leid, in Kummer und Jubel ihre Weisen vor, und an der Wiege der berühmten „Rákóczi-Weise“ sind sie Pathen gestanden, denn historisch bewiesen ist die Thatsache, daß sich zu Rákóczis Zeiten seine Anführer und die Großen seiner Partei Zigeunermusikkapellen hielten, die ihre Herren selbst im Feldzug begleiteten. Als Franz Rákóczi II. im Jahre 1703 die mit der Aufschrift „Für Gott und Freiheit“ versehene Fahne erhob, scharte sich um ihn gar bald eine mächtige Partei, die der Kuruzen, um den Kampf gegen die Labanzen (Fremden) aufzunehmen. Damals zogen die Heerschaaren unter den Klängen der Zigeunermusik ins Lager und in die Schlacht, damals entstand der berühmte „Rákóczi-Marsch“, der auch heute noch das Lieblingsstück magharischer Zigeuner ist. Und als in der am 3. August 1708 bei Trencsény geschlagenen verhängnisvollen Schlacht die Kuruzen (vom rothen Kreuz, das sie auf dem Oberkleide trugen, so benannt) ihren letzten Halt verloren und Rákóczi in die Türkei floh, um nimmermehr in die Heimat zurückzukehren, da kamen gar schwere, traurige Zeiten über das Land, in denen zahlreiche patriotische Lieder entstanden, die zu den schönsten Blüten magharischer Volkspoesie gehören. Diese Lieder hat aus alten Handschriften der verdienstvolle Historiker und bekannte Parlamentsredner Coloman Thaly 1872 in einer Sammlung veröffentlicht. Inhaltlich beziehen sich diese Lieder zumeist auf die Thaten und das Schicksal einzelner Helden der Kuruzenkriege und haben nicht nur auf die Volkspoesie der Slovaken, sondern auch auf die der Zigeuner

mehr oder weniger Einfluß ausgeübt. In dieser Zeit der Kuruzen-  
kriege entstand das folgende Lied:

Andro mro ker pregeljom,  
Piranatar dur geljom,  
Kaj moscht rajensa the dschav  
Je romeske baschavav,  
The jon marde nemetsches,  
Bangecherengre dschukles !

Ich verließ die Heimat traut,  
Ich verließ auch meine Braut,  
Daß den edlen, guten Herr'n  
Stets ich geige nah und fern,  
Fühlt der Deutsche ihrer Schläge Wucht,  
Diese krummbeinige Hundezucht!

Ein altes Zigeunerlied ist dies also aus der Zeit der Kuruzen-  
kriege, das ihre Sympathien mit dem Volke der Magyaren getreu  
abgespiegelt. Schade, daß wir auf die Geige bezüglich nur wenige so  
alte Traditionen im Kreise der Zigeuner finden. Eine Ballade der  
Siebenbürger Zigeuner handelt über die Zigeunerin Czinka Panna,  
die weit und breit berühmte Geigenvirtuosin des vorigen Jahrhunderts,  
deren Kunst man selbst in lateinisch geschriebenen Gedichten feierte, und  
die in einer Novelle von Elise Polko eine Rolle spielt, desgleichen in  
Tókais Roman „Geliebt bis zum Schaffot“, ebenso in einem  
ungarischen Schauspiel von B. Ökrös. In der erwähnten zigeunerischen  
Ballade läßt ein Herr den Vater der Czinka Panna tödten. Sie  
selbst flieht vor seinen Nachstellungen in den Wald, wo sie vom  
Himmel herabgefallenes Fleisch isst und dadurch rasend wird. Sie wird  
durch den Kuß ihres Bruders von ihrer Wuthkrankheit geheilt. Dies  
der kurze Inhalt der Ballade, worin mit keinem Worte Pannas  
Kunst oder die Geige erwähnt wird, ein Beleg dafür, daß die Zigeuner  
eben kein großes Gewicht auf die Musik, auf die Geige legen.

Heutzutage treffen wir gar selten eine zigeunerische Musikantin  
an, aber das braune Weib wird von Stolz erfüllt, wenn der Gatte  
oder Geliebte ein „Musikant“ ist. So heißt es im Liede:

Mro pirano hin prinsardes,  
Lestar iridjen adales;  
The limakri baschavel,  
Rom de romni maj kelel;  
Jon maj roven, zingarden  
Kopalestar len maren  
The pal vojipe aven

Liebster mein ist wohlbekannt,  
Deshalb er viel Neider fand;  
Wenn er geigt, dann groß und klein  
Tanzt nach seinen Melodein;  
Männer, Frauen tanzen, lachen,  
Und zuletzt mit Stöcken schwer  
Sie der Lust ein Ende machen!

Oder:

Kana pani repedischis,  
Mro pirano hegedischis;  
Kana pani lokes avel,  
Sar o raj pirano dschidel!

Wenn das Bächlein fließt recht schnell,  
Spielt mein Lieb die Geige hell;  
Fließt das Bächlein klar und leise,  
Lebt mein Lieb nach Herrenweise!

Als ob sie damit ausdrücken wollte: Schnell erwirbt sich mein Geliebter durch sein Geigenspiel das Geld, welches er dann gemüthlich durchbringt. Epigrammatisch zugespitzt ist das folgende Lied:

Lolo diklo pro sehero,  
Lavutar hin pirano;  
Dschilto diklo pro sehero,  
Notaruseh mro pirano;  
Parno diklo pro sehero,  
Rajoro mro pirano;  
Kana kalo mro diklo,  
Tscha rom hin mro pirano.

Roths Lächlein in meiner Hand,  
Mein Geliebter ist Musifant;  
Ist mein Lächlein gelb und fein,  
Muß ein Notär mein Liebster sein;  
Hab' ich ein Lächlein weiß in der Hand,  
Wird auch mein Liebster ein „Herr“ genannt;  
Wenn ich ein schwarzes Lächlein nur habe,  
Ist mein Lieb nur ein Zigeunerknabe.

Auffallend hierbei ist es, daß die Zigeunermaid einen Unterschied zwischen Musifant und Zigeuner macht. Ähnlich lautet ein Lied, das seine Verwandten auch in der Volkspoesie anderer Völker hat:

Loko pani lokes dschal,  
Rakli dumake chaljol:  
„Rakljije na kama hertschases,  
Melales hin jov te kales!  
Rakljije na kama dromengres,  
Kana jov hin chachavales!  
Rakljije na kama tu rajes,  
Parnes hin jov, nasvales!  
Rakljije kama hegedisches,  
Baschavel jov repedisches!“

Munt'reß Bächlein munter rauscht,  
Mägdlein seinen Worten lauscht:  
„Mägdlein, den Schmied, den liebe Du nicht,  
Rußig und schmutzig ist stets sein Gesicht!  
Mägdlein, den Wanderer liebe Du nicht,  
Stets vergißt er, was er verspricht!  
Mägdlein, den Herrn liebe Du nicht,  
Kränzlich ist er, bleich sein Gesicht!  
Mägdlein, den Geiger liebe Du schnelle,  
Seine Fiedel, wie klingt sie so helle!“

Sit aber würdigen die Zigeunermädchen den braunen Musikanten nicht ganz nach Verdienst. Elegisch erklingt daher ein Lied:

Mre barakri e rosa,  
 Gelje moscht e tshirikla,  
 Kaj nilaje kichiven,  
 Pal dure phuv jon aven!  
 Te oh kale raktjija,  
 Tumenge avla briga;  
 Kana dschiav, penen butvar:  
 „The avalas o lavutar!“

Rosen, die im Garten blühen,  
 Sehn die Wandervögel ziehn,  
 Die frohsingend sich ein Nestchen traut  
 Hier im wonnevollen Lenz gebaut!  
 Braune Mägdlein, Gott zum Gruß,  
 Weil ich von Euch scheiden muß;  
 Schweiß' ich fern von Euch im fernen Land,  
 Seufzt Ihr: „Räm' doch bald der Musikant!“

Demn wahrlich, trüb und traurig schleichen dem Zigeuner die Tage des Winters dahin. Dann ist die Geige sein einziger Sorgenbrecher, bei deren langgezogenen, schwermuthvollen Klängen er Leid und Pein, Frost und Gram, Hunger und Durst vergißt. Dann freilich drückt er sich gar zärtlich über die Geige aus:

Pal tschercha hin tshoripe,  
 Tscha bunepa m're dschipe;  
 Uva tu, hegedive,  
 Tu sal mindig pasch mange;  
 Papale me baschavav,  
 Paletunes paschljovav!

Armut haust in meinem Zelt,  
 Leidvoll leb' ich auf der Welt;  
 Du allein, o Geige mein,  
 Bleibst mir treu in Leid und Pein;  
 Hör' ich Deinen Klängen zu,  
 Findet stets mein Herze Ruh'!

Oder:

Mire schetra moscht na baschol,  
 Jevende hin bare barval;  
 Maj schilales hin jevende,  
 Jiv hin bares upre lime;  
 Phure phuv tshak penel, penel:  
 Barha gule vreme avel!  
 Kana avel tatipe,  
 Na hin mange tshoripe;  
 Dschidav akor pro mala,  
 Raktjijenge baschavav,  
 Save raktjija aven,  
 Jon man bute tshumiden!

Meine Geige schweigt, denn trüber  
 Winterwind zieht jetzt vorüber;  
 Ach, es ist schon tief im Winter,  
 Schnee bedeckt die Welt, dahinter  
 Kaum erwartet uns're Erde,  
 Daß es einmal Frühling werde!  
 Mit den trüben Wintertagen  
 Sind vorbei auch meine Plagen;  
 Dann zieh' ich durch grüne Auen,  
 Spiel' zum Tanz auf den Jungfrauen,  
 Allen, die mir nur begegnen,  
 Hei, da wird es Klüffe regnen!

Trefflich schildert uns der braune Musikant sein echt zigeunerisches Leben im folgenden Liede:

Upre pre bare lime	Auf der ganzen weiten Welt
Jeka tschercha hin mange;	Ist mein Eigen nur ein Zelt;
Lokes dschidav, dschidav me,	Führ' ein Leben sondergleichen,
Na dav pro barvalipe!	Tausch' doch nie mit einem Reichen!
Na gindinav tehara,	Kümm're nie mich um das Morgen,
Dschidav, dschidav me tajsa;	Bin ich nur für heut' geborgen;
Dschidav kathe te kote,	Lebe hier und lebe dorten,
But amalla hin mange;	Bin bekannt an allen Orten;
Te me dschidav schetraha,	Mit der Geige in der Hand
Lokes dschidav me tajsa!	Zieh' ich froh durchs ganze Land!

In allen Lebenslagen tröstet ihn die Geige, wie er dies kurz und bündig also ausdrückt:

The mre vodji man dukhal,  
Positschi tschutsches tu sal  
Papale me baschavav,  
Paletunes pasljovav!

Will vor Leid mein Herz zerspringen,  
Hör' im Sack kein Geld ich klingen:  
Spiel' ein Lied ich auf der Geigen,  
Bring' so Hunger, Schmerz zum Schweigen!

Als Sorgenzerstreuer wird die Geige auch in einem Liede aus der Gegend von Karlsburg gefeiert:

Hei, upro pro Váralja	Auf den Höhen von Váralja
Hin raklija raklensa,	Ist der Durst der Maid stets nah,
Uva jon kelen dschivese,	Weil sie tanzen alle Tage,
Dschiden jon mindig bachtale.	Sind sie glücklich, ohne Plage.
Hei, hegedive na th'avnas,	Hei, wenn keine Geigen wären,
Lenge bute apsa th'avnas;	Fließen würden ihre Zähren;
Hegedive dalas del,	Ja, die Geig' hat Gott bestellt,
Hoj e lime na rovel!	Dass sie stets erfreut die Welt!

In einem Bierzeiler aus Pöplata wird die Geige als Sorgenbrecher dem Branntweine gleichgestellt:

So pro phuv me na dschidav,	Ach, die Menschen leidvoll, arm,
The korenas manuseha,	Was wohl thäten sie im Harm?
The ratjije, schetra na th'avnas!	Wäre Schnaps und Geige nicht,
Bute apsa atuntschi th'avnas!	Negten Zähren ihr Gesicht!

Übermüthig im Vertrauen auf die Zaubermacht der Geige spottet er des Kummers und des Leides:

Na hin kasave brigoji,  
Ke mudarel mire vodji;  
Hin mange maj vojisa,  
Hoj man na marel briga;  
Hegedive, vojesa  
Tradel mindig e briga!

So ein Leid kann's nimmer geben,  
Das verbittern könnt' mein Leben;  
Meines Herzens Lust und Freude  
Schützt mich stets vor Gram und Leide;  
Vor der Geige lust'gem Klingen  
Muß das Leid entfliehn, entspringen!

Oft aber ist eben die Geige der letzte Trost, die letzte Zuflucht des braunen Gesellen:

Na dschanav, ko dad mro has,  
Niko mallen mange has,  
Mire gule daj merdjas,  
Pirani man pregeljas!  
Na hin mange pale lime  
E bachtale zine dschipe;  
Uva tu, oh hegedive,  
Tu sal mindig pasch mange!

Meinen Vater kannt' ich nicht,  
Mir an Freunden es gebricht,  
Meine Mutter längst schon starb,  
Und mein Liebchen längst verdarb!  
Nicht kann mir die Welt mehr geben  
Ein glücklich, frohes Leben;  
Du allein, o Geigenklang,  
Ziehst mit mir die Welt entlang!

Ist sein Weibchen auf und davon, dann freilich ist es um den braunen Musikanten gar schlecht bestellt, denn das Zigeunerweib ist in den meisten Fällen nicht nur die Verweiserin zigeunerischen Hauswesens, sondern auch die Ernährerin des Mannes, der seinen Erwerb gewöhnlich seinem Vergnügen opfert. Das zigeunerische Sprichwort hat eben recht: „Eine Geige ohne Saiten ist die Haushaltung ohne Frau (Hegedive bischelori, kerituno biromni).“ Die Geige wird übrigens auch im zigeunerischen Sprichwort oft zum Vergleich herangezogen, z. B.: „Ein stummer Mann, eine saitenlose Geige (bitschibakro gadschio, hegedive bischelori)“; oder: „Eines Lahmen Tanz ist gesprungener Geige Klang (bangeskro keljiben, zingerde hegedivakre baschaljipen)“; und in einem Räthsel heißt es von der Geige:

Jeka kaschtori, star scheloro,  
Jek ziloro, but baloro,  
Piranen vitschinen,  
Kija e keljiben!

Ein Hölzchen, vier Schnürchen,  
Ein Stäbchen, viel Härchen,  
Sie rufen zum Tanze  
Verliebte Bärchen!

Der Geigenklang lockt mitunter auch den Zigeunermusikanten in die Kneipe hinein, wo er dann den Herrn spielt, seine Fiedel beiseite legend, ißt und trinkt und sich von seinen Collegen „eins aufspielen“ läßt.

Lavuta te ineka	Geigenklang und frohes Lied
Acharel man pal kortsehma;	Nich zur Kneipe stets hinzieht;
Me e kortsehma maj kamav,	Lieb' die Kneipe allezeit,
Sar e raklji pirana;	Wie die Burschen liebt die Maid;
Raklji kamel luludja,	Bunte Blumen liebt die Maid,
Raklo kamel pimaka!	Trunk den Burschen stets erfreut!

Im allgemeinen aber bildet die Geige bei des Zigeuners Unterhaltung die Nebensache, die er gerne vermißt, wenn er nur ein Weib neben sich fühlt, wie dies ein von Mückeſch<sup>1)</sup> mitgetheiltes Lied ausdrückt:

Nur wenn der Fiedel Ton verklungen,  
Füllt Wonne ganz des Jünglings Brust;  
Erst dann wird 's Liebchen recht umschlungen  
Und heiß geküßt nach Herzenslust.

Drum laßt das Zanken und das Schelten,  
Verläßt der Spielmann früh den Krug;  
Hat er gelockt aus Hütt' und Zelten  
Zur Freude uns, so ist's genug.

Es wird gesungen dann, gespielt,  
Das Liebchen feurig oft geküßt,  
Und wo man nichts als Liebe fühlet,  
Den Fiedler man gar leicht vermißt.

Die lebenerweckende, begeisternde Macht der Geige weiß der Zigeuner gar hoch zu schätzen, jene Zauberkraft, die selbst Halbtodte erweckt, und von der er also singt:

Ko pal tsercha the anel,	Nicht darf ich im Zelte weilen,
Na, pal gav punro mr' avel;	In das Dörfchen muß ich eilen;
Jeka tchai hin nashvales,	Einer Maid geht's dort zur Reige,
Schetra ker la saszipes!	Heilen sollst Du sie, o Geige!
Palekode ko merel,	Wo der Geige Ton erklingt,
Scheteraha saszare!	Selbst halbtodt der Mensch auffpringt!
Uva ko na saszare!	Wen die Geig' nicht heilen kann,
Nashvales jov the merel!	Der ist ein verlorn'er Mann!

Diese geheimnisvolle Kraft der Geige kommt auch in drei Märchen der Zigeuner zu echt poetischem Ausdruck. Wem kommt nicht beim Lesen des ersten Märchens Schulzes „Bezauberte Rose“ in den Sinn? Dies Zigeunermärchen lautet kurz im Auszuge:

<sup>1)</sup> Heideblümchen. Zigeunerische Dichtungen und Sprichwörter. Bukarest 1873. S. 42.

Einer kinderlosen Königin gab eine alte Frau einen Zaubertrank, wovon sie eine Rose gebar, die in den Garten hinabflog und dort an einem Rosenstrauch haften blieb. Der König wollte sie sich pflücken, aber weder er noch jemand anderer war imstande, sie abzubrechen. Erzürnt verstieß der König seine Gattin, weil er sie für eine Hexe hielt. Als die Königin von der Rose Abschied nahm, forderte die Blume sie auf, den Thau aus ihrem Kelche zu trinken, demzufolge die Verstoßene draußen in der Wildnis stets Trunk und Speise hatte. Die wilden Thiere unterhielten sie, die Vögel sangen ihr die schönsten Lieder, und die schönsten Blumen sprossen stets in ihrer Nähe. Daheim aber blühte die Rose den Sommer und Winter hindurch, wenn aber der König ihr nahte, da schloß sie ihren duftenden Kelch und hieng welk und duftlos an ihrem Stengel. Da einmal erhob die Rose ihre Stimme und bat den König, seine Gattin heimholen zu lassen. Der König erfüllte ihren Wunsch. Der Ruf der Rose verbreitete sich durch die ganze Welt, und selbst Könige brachten ihr wundervolle Geschenke dar, damit sie ihre menschliche Gestalt erlange, aber weder sie noch Zauberer und Feen konnten dies zustande bringen. Da kam einmal ein junger Musikant (kein Zigeuner) in den Garten des Königs. Der König und die Königin blickten gerade zum Fenster hinaus und hörten, wie der Musikant die Worte sprach: „O, welch herrliche Rose ist dies! Ich muß sie küssen, denn abpflücken darf ich sie ohnehin nicht!“ Und er küßte die Rose, setzte sich dann nieder und spielte auf der Geige eine so traurige Weise, daß König und Königin laut zu weinen begannen und selbst aus dem Kelche der Rose strahlende Perlen auf die Erde rollten. Da auf einmal sprang aus der Rose eine wunderschöne Jungfrau hervor, umarmte den Musikanten und sprach: „Wenn jemand früher so gespielt hätte, dann hätte ich früher meine menschliche Gestalt erlangt!“ König und Königin und das ganze Reich waren außer sich vor Freude. Der Musikant blieb am Hofe des Königs und heiratete später die Königsmaid, die er stets seine „Goldrose“ nannte . . . .

In dem hier wortgetreu mitgetheilten Schluß dieses Märchens kommt die geheimnißvolle Zauberkraft der Geige zum schönsten, poetischsten Ausdruck. Die bezauberte Seele, die kein Schatz und keine Macht, kein Zauber und keine Beschwörung vom Banne befreien konnte, wird durch den Zauber der Musik und der ihr verwandten Liebe erlöst.

Die Zauberkrast des Geigentlanges können die braunen Musikanten häufig genug an ihren Zuhörern beobachten, und vielleicht deshalb sind sie geneigt, der Geige eine dämonische, mythische Erschaffung in ihren Märchen zuzuschreiben. Ein zigeunerisches Märchen, das wir hier in genauem Originaltext nebst Übersetzung mittheilen, erzählt über die Erschaffung der Geige Folgendes:

Jekvar avlas jek tschoro rom te jeka tschore romni, lenge buteste na avnas rakla. Atuntschi avlas, hoi e romni avlas andre vesch te avelas jeka phure de joj penelas lake: „Dscha tu kere te phadja jek dudum te schora andre dudum kana tu pija la! Atuntschi keres tu jek rakles, ko bachtales to barvales avla!“ Te e phure penelas. Andre ena tschumuta, kerelas joj jek schukar rakles. Na buteste e romni bachtales avlas joj nasljelas te merelas. Leskre rom merelas, kana o raklo bis berscha avlas. Te gindelas o raklo: „So me kathe kerav? Dschiaiv andre lime te rodav m're bacht!“ Atuntschi o raklo dschialas andre gav te gav, andre foros te foros, te nikai leskre bacht rodelas. Atuntschi avelas jekvar andre bare foros, kaj jek barvalo thagar beschelas, leske maj schukar rakli avlas. Leskre dad manuscheske the delas, ko so, kerelas, so niko dikhljas upro pro lime. Bute manuscha rodena bacht uva o thagar len unblavelas, jon na keren, so na dikhljas anglakode.

Kana adala o raklo aschunelas, dschialas kija thagareske te penelas: „De mange tire rakla; pen, so me the kerav?“ Ruschelas o thagar te penelas: „Tu phutsches, so tu the keres? Dschanes hoi adaleske me dav rakla, ko kerel, so nivaso dikhljas! Kana tu diljines phutschjal, andre, tömliza tu meres!“ Atuntschi e slugadjiasa thagareskro rakles pandena andre tune-rike tömliza. Te udar pandena, djesavelas te Matuja avelas. Joj penelas kija rakleske: „Na atsch tu tristosi, tute den raklja thagareskro! Dav tute zigne skatula te jeka kopalori! Schingera mange bala m'ro schereskro te ker upro pro skatula te kopalori!“ O raklo so kerelas, sar e Matuja penelas. Kana jov ker-djas, penelas joj: „Kopalensa zinda upro pro skatula!“ O raklo kerelas. Te penelas Matuja: „Ada skatula atsch jeka schetra te manuschen kerel tristose te vojese, sar tu kames!“ Te joj andre skatula aschelas te apsarelas, andre skatula apsa kerelas. Atuntschi penelas kija rakleske: „Zirda upro bala skatulakri!“ O raklo kerelas te akana andral skatula silje avena, ke vodji voj

tristoses voj vojeses kerena. Kana e Matuja predschialas, achavelas slugadjiven te avelas kija thagareske. Jov penelas kija leske: „Aschuna te dik akana, so me kerdjom!“ Atuntschi baschavelas te o thagar voj kerelas. Rakleske delas leske schukar raklja te dschidena andre bacht te vojsa. Kade avelas schetra andre lime . . .

Es war einmal ein armer Mann und eine arme Frau, die lebten lange Zeit miteinander, ohne daß sie Kinder hatten. Da gieng einmal die Frau hinaus in den Wald und begegnete dort einem alten Weibe. Sprach die Alte zu ihr: „Geh nach Hause, meine Liebe, und schneide einen Kürbis entzwei! Gieße Milch hinein und trink dieselbe, dann wirst Du bald einem Knaben das Leben schenken, der glücklich und auch reich werden wird!“ Hierauf verschwand die Heze. Die Frau aber gieng heim und that, wie ihr die Heze gesagt hatte. Nach neun Monaten gebar sie einen wunderschönen Knaben. Doch nicht lange sollte sie sich seiner freuen, denn bald darauf starb sie. Der Knabe wuchs heran, und als er sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, da starb auch sein Vater. „Was soll ich hier nun beginnen?“ dachte bei sich der Jüngling. „Ah, ich gehe in die Welt und will mein Glück suchen!“ Er wanderte nun von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, aber sein Glück fand er noch immer nicht. Da gelangte er einmal in eine große Stadt, wo ein reicher, mächtiger König wohnte. Dieser König hatte eine wunderschöne Tochter, die er nur dem zum Weibe geben wollte, der so etwas zustande gebracht, was die Welt noch nicht gesehen. Viele hatten schon ihr Glück versucht, aber der König hatte sie alle aufhängen lassen, denn keiner hatte ein nie dagewesenes Werk vollbringen können.

Als hiervon der Jüngling vernahm, gieng er zum König hin und sprach „Höre, erhabener König, ich will Deine Tochter mir erwerben, sag' mir, was soll ich vollbringen, um sie zum Weibe zu erhalten?“ Der König erzürnte darob so sehr, daß er dem Jüngling also zurief: „Und Du wagst noch zu fragen, was Du zu vollbringen hast? Weißt Du denn nicht, daß meine Tochter nur derjenige erhält, der so etwas zustande bringt, was die Welt noch nicht gesehen hat! Weil Du nun so dumm warst, dies von mir zu erfragen, sollst Du im Kerker Dein Leben beenden!“ Die Diener des Königs warfen ihn nun in den dunkelsten Kerker. Raun hatten sie die Thüre hinter ihm geschlossen, da wurde es sonnenhell im Kerker. Die Matuja erschien und sprach zum Jüngling: „Sei nicht traurig, die Prinzessin wird ja Dein! Nimm,

hier hast Du eine kleine Schachtel und eine kleine Ruthe! Reiß' von meinem Haupte einige Haare aus und befestige sie an die Ruthe und die Schachtel!" Der Jüngling that so, wie ihm die Matuja geheißten. Die Matuja sprach: „Nun streiche mit dieser Ruthe über die Haare hinweg, welche Du über die Schachtel gespannt hast!" Der Jüngling that also. Da sprach zu ihm die Matuja: „Blick' her, aus dieser Schachtel wird eine Geige, welche den Menschen bald fröhlich, bald traurig stimmt, so wie Du ihn eben haben willst!" Dann nahm sie die Schachtel in die Hand und lachte hinein, dann aber begann sie zu weinen und ließ ihre Thränen in die Schachtel hineinfließen. Nun sprach sie zum Jüngling: „Streiche mit dieser kleinen Ruthe über die Haare hin!" Der Jüngling that also, und Melodien entströmten der kleinen Schachtel, welche des Menschen Herz bald traurig, bald fröhlich stimmen. Nun verschwand die Matuja. Der Jüngling rief die Diener herbei und ließ sich zum König führen. Er sprach: „Erhabener Herr, sieh her und höre, was ich gemacht habe!" Da begann er zu spielen, so daß der König bald lachte, bald weinte. Er bekam nun die Prinzessin zur Frau, und lange lebten sie glücklich und zufrieden miteinander. So entstand die Geige . . .

Was die oben erwähnte Matuja anbelangt, so ist dieselbe die Königin der Feen, die Bedrängten und Armen, besonders Witwen und Waisen beizustehen pflegt. Von einem, der sonder Mühe zu etwas gelangt, heißt es: „Matuja kerelasch te manusch aschelas (die Matuja machte es, und der Mensch lachte).“

Tiefgehende Auffassung und uralte mythische Bezüge weist folgendes zigeunerische Märchen über die Erschaffung der Geige auf:

Mara wohnte mit ihren Eltern und ihren vier Brüdern im Walde. Sie liebte einen schönen, reichen Jäger, den sie aber weder mit ihrem Gesang noch durch etwas anderes zu sich zu locken vermochte. Da rief sie den Teufel zuhilfe, und dieser gab ihr einen Spiegel. Mara trat nun mit dem Spiegel in der Hand dem Jäger entgegen. Dieser erblickte sich selbst im Spiegel und lief erschreckt vor dem Teufelswerk davon. Weinend rief Mara den Teufel abermals zuhilfe, der lachend erschien und ihr Hilfe versprach, wenn sie ihm ihre vier Brüder gebe. Mara gab sie ihm hin. In der folgenden Nacht verfertigte der Teufel aus den vier Brüdern vier Saiten von verschiedener Dicke; dann verlangte er Maras Mutter und machte aus ihr eine Schachtel, aus ihrem Vater aber verfertigte er einen Fiedelbogen. Dann begann der Teufel zu geigen. Während des Geigenpieles lachte

Mara, bald aber weinte sie. Der Teufel gab ihr nun diese also verfertigte Geige, damit sie darauf spiele, sobald sie des schönen Jägers ansichtig werde. Als nun der Jäger erschien, begann Mara zu spielen, worauf er bald lachte, bald weinte, schließlich die Maid zu Herzen begann und bei ihr verblieb. Nach neun Tagen besuchte sie der Teufel und verlangte, daß sie ihn anbeten sollten. Sie thaten es nicht, und der Teufel trug beide mit sich fort. Die Geige aber blieb im Walde auf der Erde liegen, wo sie ein armer Zigeuner fand. Er begann auf ihr zu spielen, und die ganze Welt lachte und weinte, so wie er es eben haben wollte . . . .

Welch Symbolismus tiefster Bedeutung ist in dieser Sage enthalten, welche charakteristische mythologische Darstellung! Und spricht diese Auffassung nicht meiner eingangs gethanen Behauptung entgegen? Betrachten wir eingehender die Sache! Der Spiegel hat außer als Symbol der Eitelkeit auch noch eine uralte mythische Bedeutung, z. B. im japanischen, persischen, griechischen Mythos. Doch überflüssig wäre es, diesen nebensächlichen Zug eingehender Betrachtung zu unterziehen. Bezüglich der Erschaffung der Geige ist es gewiß ein sehr auffallendes Moment: wer sie erschaffen hat, und aus was sie gemacht worden ist. Wir wissen, daß nicht nur die Finnen des Nordens und die Griechen des Südens, sondern auch andere Völker die Erfindung ihrer Musikinstrumente Göttern zueigneten. Und daß ein Mensch in ein Musikinstrument verwandelt wird, ist auch eine häufige Metamorphose. Aber es gibt auch bezüglich der Herstellung der Geige mit obiger zigeunerischer Sage übereinstimmende Mären, welche die dämonenhafte Wirkung des Geigenspieles einzelner Virtuosen legendenhaft erklären. Dergleichen Mären gibt es ja auch über Paganini. Also von dieser Seite aus kann meine Meinung durch diese zigeunerische Sage nicht angegriffen werden, ja bei geringer Anstrengung spricht sie sogar für dieselbe. In der zigeunerischen Sage ist bis zum Schluss keine Rede von einem Zigeuner; der Jäger ist kein Zigeuner, auch Mara und ihre Familie gehören nicht diesem Volke an, denn Mara wird „raklji“ genannt, worunter man stets eine nicht zigeunerische Maid versteht. Die Geige erfindet der Teufel, mit dem sich der Zigeuner beileibe nicht zu identifizieren pflegt trotz der etwas verwandten Schwärze seines Leibes. Der Teufel verfertigt die Geige aus Nicht-Zigeunern für Nicht-Zigeuner und holt durch sie Nicht-Zigeuner ab. Nicht-Zigeuner sind es, die beim Klang der Geige weinend sich unterhalten, bevor noch dieselbe in die Hand des Zigeuners gelangt, und weinend ergözen sich an ihren

Klängen die Leute, wenn auf ihr der Zigeuner spielt. Der arme Zigeuner findet im Walde nur zufällig die Geige, er wird Musikant und spielt nun wahrscheinlich dieselben Weisen, die schon vor ihm gespielt wurden vom Teufel und von Mara.

Ich glaube, dies zigeunerische Märchen könnte das Symbol für die sogenannte Zigeunermusik und für das Verhältnis der Zigeuner zu derselben sein. Der schöne Wald des Märchens ist unsere dreihügelige Heimat, wo „traurig der Magyaren Weise — Seit der Jahrhunderte drei“, wo aber seit einem Jahrtausend sich der Magyare weinend erfreut an seiner eigenen uralten Nationalmusik und seinen uralten Weisen. Der Zigeuner wandert ein, findet die Nationalmusik vor, er findet die, wer weiß weshalb herrenlose, dem Leib und Blut der Magyaren entstammte Geige, er trifft auf ihr die Töne, die zum Herzen der Nation sprechen, er erlernt die magyarenischen Weisen und geigt sie, und das Volk horcht ihnen zu, weint und lacht dabei; der Fremde aber, der nicht sieht, wie der Zigeuner die magyarenischen Weisen erlauscht, sondern nur, wie er uns und der ganzen Welt sie aufspielt, der mit dem nationalen Genius Unbekannte verwechselt den Virtuosen mit dem Componisten und denkt, daß der Zigeuner aus Indien die magyarenischen Weisen mitgebracht habe.





## Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

### Literarische Neuheiten aus Tirol.

In den letzten Jahren ist es unter den Tiroler Dichtern und Schriftstellern etwas stiller geworden, als wir es gewohnt waren. Von den vielen Stimmen, welche zur Zeit, da wir des Vogelweiders Denkmal auf dem Johannisplatz in Bozen aufstellten, im „Dichterbuch“ laut wurden, sind manche seitdem schweigsam geworden, und einige unter ihnen bleiben für immer stumm. Der Meraner Gottlieb Puz, der Pagnanner Johann Pfeifer, der Innsbrucker Anton Schullern haben schon längst ihr Schwanenlied gesungen und ihren Liedermund im Tode geschlossen. Ihnen folgten Johann von Vintler aus Vinschgau, Engelbert Winder aus Vorarlberg und Ignaz Vincenz Zingerle aus Meran. Jeder von diesen Männern verdiente mehr als bloß eine dankbare Nennung seines Namens. Die beiden Erstgenannten dürften die Summe ihres poetischen Könnens in selbst besorgten Sammlungen erschöpft haben; von Schullern und Vintler liegt nunmehr, von Freundeshand veranlaßt, eine leidlich vollständige Ausgabe ihrer Gedichte vor. Den Professoren Winder und Zingerle ist bis heute ihr Recht nicht geworden, und doch steht jener vermöge einer sehr bedeutenden Begabung, dieser außerdem vermöge mannigfaltiger Verdienste um den literarischen Nachwuchs des Landes hoch im Range. Die Schuld gegen Engelbert Winder werden, so hoffen wir, seine vorarlbergischen Landsleute, denen er mit den Lebensbildern ihrer heimischen Dichter wie kein anderer ein kostbares Geschenk machte, und dem Germanisten Zingerle werden seine würdigen Söhne die schwebende Schuld bezahlen.

Wir aber halten indes wieder ein wenig Umschau im Berglande. Es lohnt sich der Mühe, denn eben im abgelaufenen und dem vorangegangenen Jahre zeitigten mehrere ausgezeichnete und viele gute Früchte.

Der Vortritt in unserem Reigen sei einer Dame eingeräumt. Und es geschieht dies nicht aus eitler Artigkeit — bei welchem Kritiker träte diese in den Vordergrund? — sondern nach allen Regeln des Rechtes. Denn diese edle Frau fast allein ist es, die uns den Nektar reiner Poesie

einschenkt. Was die anderen, die alten und die jüngeren Herren, bieten, mag ja schön und geistvoll und tief und anziehend sein, aber die schaffende Gewalt, welche das Wort in den Vers wandelt und den Vers in Musik umsetzt, bethätigen sie für diesmal kaum irgendwo. Wir haben dergleichen nur eine Dichterin in Tirol, ihr Name aber ist lange schon ruhmvoll hinausgeflogen über unsere granitenen Grenzwälle. Sie nennt sich Angelica von Hörmann und lebt mit ihrem Manne, dem gleichfalls der Muse Gunst in nicht alltäglichem Maße zutheil geworden, in unserer herrlichen Landeshauptstadt. Während Ludwig von Hörmann seit langem es sich zur Hauptaufgabe gemacht hat, Sitten und Gebräuche, Leben und Denken des Alpenvolkes zu erforschen, und uns in einer Reihe vielbegehrter Schriften die Ergebnisse seiner erfolgreichen Studien darbringt, schaut Angelica klaren Auges in die Tiefen der Menschenseele, in die geheimen Gänge und Irrgänge des Gemüthes und schöpft aus der Fülle des eigenen jenen köstlichen Nektar. Sie ist vor allem lyrische Sängerin, so meisterhaft ihr auch im „Oswald von Wolfenstein“ der epische Ton geglikt ist. Eine wahrhaft prächtige Gabe hat sie gegen Ende des vorletzten Jahres den zahlreichen Verehrern ihrer hohen Kunst auf den Weihnachtstisch gelegt. Diese ihre „Neuen Gedichte“ bilden nach allen Richtungen hin den Höhepunkt ihres poetischen Schaffens. Tadellos, harmonischen Baues, voll Leichtigkeit und Anmuth fließen da die Verse hin, ob sie sich zur Strophe des Liedes oder zur Kunstform des Sonetts und des Ghafels vereinigen. An Mark und Gehalt stehen Angelicas Dichtungen dem Trefflichsten ebenbürtig zur Seite, was wir an gelungenen Schöpfungen zeitgenössischer Lyrik besitzen. Ihre Muse ist mit der des sehr begabten seligen Bintlerr verwandt, aber sie ist milder, anmuthiger, fruchtbarer, gemäßigter, nicht selten auch tiefer als jene. Nach all dem darf es nicht wundernehmen, wenn diese hochstehende Sängerin allenthalben im Lande und nicht allein bei ihren Geschlechtsgeossinnen sich des ehrenvollsten Ansehens erfreut.

Nicht mit dichterischen Ergüssen, aber mit dem vollendeten Gemälde eines werdenden Dichterlebens tritt mit seinem jüngsten Werke Adolph Fichler auf den Plan. Der greise Sängerr, welcher ehemals mit seinen Liedern, Hymnen, Balladen, mit epischen und dramatischen Erzeugnissen fast allein die tirolische schöne Literatur vertrat, schaut nun in die längst entschwundene reiche und bedeutsame Zeit seiner Jugend zurück und zaubert aus derselben uns „Schattenbilder“ vor, denen es glücklicherweise an Licht und Wärme keineswegs gebricht. Dieses neue Buch, „Zu meiner Zeit“ betitelt, gibt uns die Lebens- und Entwicklungsgegeschichte des Dichters bis zum Sturmjahr 1848. Es überwiegt darin die Darstellungsform des Briefwechsels, und diese bringt Leben, Bewegung, Unmittelbarkeit ins Große und ins Kleine. Fichlers Briefverkehr mit seiner geistreichen Freundin Cornelia ist in hohem Grade fesselnd, eine wertvolle Lectüre für Frauen und Männer. Liegt hierin beinahe die ganze Geschichte des geistigen Heranreifens einer für alle Zeit charakteristischen Dichtergestalt, so ergreift uns inzwischen immer und immer wieder Fichlers eigenes kraftvolles und treffendes Wort, mit dem er uns schildert, welche heißen

Ringens und Strebens, welches Gährens und Klärens es bedurfte, bis aus dem vom Schicksal wahrlich nicht gehätschelten Jüngling der Mann wurde, der er geworden.

Der Roman und die Novelle haben bis vor kurzem in unserem Berglande nur vereinzelt eine kunstgemäße Pflege gefunden. Der stofflichen Schätze, welche in unserer ereignisreichen Vergangenheit für diese poetisch-prosaische Mischgattung in Fülle aufgespeichert liegen, hatten sich allzumeist Nicht-Tiroler bemächtigt. Was sonst ein Friedrich Lentner, ein Ferdinand Schmied, ein Ludwig Steub, ein Paul Henje an sich genommen, fiengen erst allmählich die Söhne des Landes selbst zu besorgen an. Adolf Pichler, Ignaz Zingerle, Christian Schneller, Josef Karl Maurer, Max Stichelberger, Alois Menghin haben auf diesem Felde theils Vortreffliches, theils Anerkennenswerthes geleistet. In letzter Zeit findet bei uns die sogenannte Dorfgeschichte, natürlich mit alpiner Charakteristik, vielseitig eifrige Pflege. Rosegger hat ja weithin Schule gemacht. Der Kranz unter den schriftstellernden Alpinisten Tirols gehört dem Meraner Karl Wolf. Seine Erfindungsgabe hält seiner Erzählungsgabe die Wage. Welchen einheimischen Stoff immer er ergreifen mag, es gestaltet sich daraus eine runde, nette, rührende oder komische Geschichte. An Humor gebricht es unserm Wolf nie; wo er in diesem Punkt den Meister in der Steiermark nicht übertrifft, erreicht er ihn doch. Kürzlich kam die zweite Sammlung seiner mit Recht so beliebten „Tiroler Geschichten“ ans Licht; sie verdient und findet allwärts ein Willkommen. An Wolf schließen sich in absteigender Folge F. C. Platter und Heinrich Greinz an; von jenem dürfen wir wohl noch Tüchtigeres erwarten, aber auch das Vorliegende hat schöne Vorzüge. Eine Verlagsfirma in Bozen läßt verdienstlicher Weise die alten hübschen Geschichten Josef Praxmarers wieder aufleben. Und einem sehr glücklichen Gedanken sucht die Wagner'sche Universitätsbuchhandlung in Innsbruck, welche bekanntlich überall voranschreitet, wo es gilt, die Ehre des heimischen Schriftthums zu fördern, opferwillig und eifrig Leben zu verleihen. Sie veranstaltet nämlich die Herausgabe von Volksbüchern, welche ihren Inhalt aus der vaterländischen Geschichte schöpfen und bei schlichter, aber kunstgemäßer Darstellung in weiten Kreisen anregend, belehrend und patriotisch erhebend wirken sollen. Mit der prächtigen Erzählung „Der Tharerwirt“ von Johann Steck ist bei diesen solid ausgestatteten und billigen Volksgeichten ein vielversprechender Anfang gemacht.

Dem eigentlichen Roman, und zwar dem geschichtlichen, hat sich jüngsthin Arthur Graf Wolkenstein-Rodenegg zugewandt. Der Dichter, dessen Feder sich in einer Reihe sehr beachtenswerter dramatischer Arbeiten bewährt hat, ist derzeit mit dem Abschluss einer bedeutsamen Romanschöpfung „Teresina“ und mit novellistischen Arbeiten beschäftigt; den vollgiltigen Befähigungsnachweis erbrachte er in seinem Romane „Herr Tänzl“ und vorzugsweise in seinem „Fräulein von Trostburg“. Wir haben seit langer Zeit nichts so edel und ergötlich Unterhaltendes gelesen wie die meisterhaft erzählte Geschichte dieses Fräuleins. Rodank, so nennt sich der gräfliche Verfasser, verfügt über alle Vorzüge, welche

den Romancier ausmachen; was er schreibt, ist lebensvoll, farbenfrisch, olympisch heiter, ohne der gemüthlichen Wärme und seelischen Vertiefung zu entbehren. Arthur Rodank hat den uralten literarischen Ruhm des Namens Wolfenstein wieder herrlich aufgespitzt.

Auch die poetische Erzählung in ihrer reinen, künstlerischen, von der zünftigen Literaturästhetik so häufig unterschätzten Ausbildung hat bei uns jüngsthin eine ganz vorzügliche Pflege gefunden. Karl Domanig, unser hochgeschätzter Dramatiker, ließ bei Wagner ein Büchlein erscheinen, das, schlicht und einfach wie das Wesen seines Schöpfers, wahre Perlen der erzählenden Kunst in sich schließt. Diese „kleinen Erzählungen“ Domanigs verdienen vollauf eine eigene, eingehende Würdigung von Seite einer Feder, die ein feinsühliges, congeniales Geistesregiment; ich begnüge mich damit, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter nachdrücklich auf die reizvollen Meisterstücke hinzulenken. Gerade das fruchtbare Feld der ethischen Erzählung verdiente eifrigeren und sorgfältigeren Anbau; stehen wir doch in dieser Beziehung weit hinter den vorarlbergischen Nachbarn zurück, die mit vollberechtigtem Stolze auf einen Josef Wichner hinweisen dürfen, an welchen derzeit kaum einer der deutschen Kunstgenossen heranreicht.

Es könnte trotz dieses Zugeständnisses leicht den Anschein gewinnen, als scheute ich in der Freude über das Treffliche, was meine begabten Landsleute schaffen, vor einer gewissen Ruhmredigkeit nicht zurück, wenn ich hier nicht auch der Irrwege gedächte, auf welche einzelne unserer Schriftsteller und literarischen Dilettanten gerathen sind.

Ein gewisser Hang zur Vielfachreiberei, ein zu frühzeitiges Hervortreten jugendlicher Kräfte in die Öffentlichkeit ohne genügende Vertiefung und Klärung, ein Widerstreben gegenüber gefestigten und berechtigten Autoritäten: das sind Erscheinungen, denen wir keineswegs bloß bei uns zu Lande begegnen. Auch die dort und da wahrnehmbare Hinneigung zu den Excessen der „Modernen“ braucht, da sie wie deren ganze Richtung eine vorübergehende Phase ist, nicht neuerdings verurtheilt zu werden. Bedauerlich aber ist es, wenn die horazische Erwägung, was die Schultern zu tragen vermögen, und was ihnen zu schwer ist, so völlig außeracht gelassen wird, daß man sich, wie wir dies gelegentlich des großen Andreas Hofer-Festes im letzten Herbst sahen, an hohe Aufgaben und gewaltige Stoffe heranwagt, um doch nur Unzulängliches ans Licht zu fördern. Muß so schwächlichen Versuchen gegenüber die Kritik allen Ernstes ihre Stimme erheben, so darf sie dort erst recht nicht schweigen, wo sich Zuchtlosigkeit und Frechheit vordrängen. Und leider ist jüngster Zeit unser heimisches Schriftthum vor solch groben Auswüchsen nicht frei geblieben. Jener „Dramatiker“ zwar, welcher vor drei Jahren den Versuch machte, der literarischen Freibeuterei die Bahn zu öffnen, scheint abgethan; die arge Saat aber ist aufgegangen und hat in Franz Vecheleitners niederträchtigem Geschreibsel üppiges Erdreich gefunden.

Ich möchte indes diese kurze Umschau nicht mit einem so traurigen Hinweis be schließen. Für das wahrhaft Gute und unvergänglich Schöne traten die schaffenden Geister unseres Volkes von jeher freudig ein, und

auch heute ist dieser edle Drang lebhaft und kräftig. Auch in der gebundenen Form des Verses sprechen sich neuerdings Poeten aus, deren Stimme wir früher gar nicht oder selten vernahmen. Anton Schwarz, Schwarz vom Kammbach geheißten, erfreut uns mit einer gediegenen Sammlung hrisscher Gedichte, formichön, tief gedacht und von mannigfaltigstem Gehalte. Seine „Heimwehlieder“ sind rührende Töne der Liebe und Sehnsucht, seine Hymnen offenbaren Gemüthstiefe und unverkürzten religiösen Sinn. Noch frömmer und erbaulicher klingen die zartbeschwingten Lieder von Professor Johann Adolf Heyl, welche er „Heimatglocken“ getauft hat. Es ist wie der Wiedersehen alter, romantischer, gottinniger Zeit, was diesem kindlichen Dichterherzen entquillt, und doch gebricht es ihm keineswegs an Schwung und Kraft, an heroischem Humor und feuriger Begeisterung, wenn es in vollendeten Balladen von den Großthaten unserer Ahnen singt. Mit seinem „Einsiedler von Fleims“ bereichert, noch immer schaffensfroh, unsere spärliche Epik Christian Schneller, der vor einem Menschenalter mit seinem lieblichen „Alpsee“ so wohl verdiente Anerkennung gefunden. Die Lärchenhaine des anmuthreichen Hochlandes von Obernrieming lauschen der weisen Spruchpoesie des alten Varden Caspar Speckbacher, und in der schönsten Stadt, welche des Landes schönster Strom durchschneidet, läßt sich jugendfrisch und vielverheißend Franz Kranewitters, Franz Tafatschers, Anton Kenks und anderer liederfrohe Muse vernehmen. — Mag auch hie und da ein Rabe durch die Luft unserer Berge krächzen, noch dürfen wir getrost das alte Reimlein auf Tirol beziehen:

„Der nahtigalen der ist vil“.

Trient.

Dr. Ambros Mayr.





## Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Ostern 1894.

Von Stephan Milow.

Örz.

Schallt endlich Jubel durch die Lüfte?  
Steht dort der Strauch schon grün belaubt?  
Und fließen milde, süße Däfte  
Mir mit Gefose um das Haupt?  
Ja, Lenz, Du bist's! Du kommst gewaltig,  
Das ist Dein Licht, das ist Dein Wehn,  
Nings treibt und spricht es vielgestaltig,  
Ningsum ein großes Auserstehn!

Von einem Hügel schau' ich sinnend  
Bald dort der Silberwolke Zug,  
Bald wieder, stille Träume spinnend,  
Des Falters und der Schwalbe Flug;  
Da tönt mir aus dem fernen Thale  
Die Osterglocke hell ans Ohr  
Und rüttelt mich mit einemmale  
Aus meinen Träumerei'n empor.

Der Brüder dent' ich, die, zerrissen  
Im Irrwahn, welcher sie umspann,  
Trotz allem Ringen ewig missen,  
Was einzig sie beglücken kann;  
Der Brüder, die um kleines Habern  
Des großen Ziels nicht haben acht,  
Den Thatendrang in ihren Abern  
Verzetteln, stürmend unbedacht.

Der Groll entzweit, der Nahrung findet  
In allem, was erschau'n er mag,  
Jedoch die Arbeit, sie verbindet,  
Verschönt auch noch den trüben Tag;  
Die Arbeit, die zu der Vollendung  
Der Menschheit füget Stein an Stein  
Auf dasß sie endlich ihre Sendung  
Erfülle nach so langer Pein.

Da frommt kein allzu jähes Feuer,  
 Kein ungestümer Ruck der Kraft,  
 Nein, mit der Weisheit an dem Steuer,  
 Der stille Sinn, der emsig schafft.  
 Blickt über der Minute Welle  
 Zum ew'gen Stern als Guerm Hort,  
 Der führet Euch mit seiner Helle  
 Am Ende in den sichern Port!

Dann seid in einer Glut Entbrennen  
 Ihr eins, erlöst von Zanf und Streit,  
 Nichts kann erzürnen Euch und trennen,  
 Der Kampf, er ruht für allezeit;  
 Dann seid Ihr reicher alle, alle  
 Und besser auch — welch ein Gewinn! —  
 Dann klingt durchs Land mit lautem Schalle  
 Ein Osterjubellied dahin.



### Gedichte von Josef V. Bládek.

Aus dem Czechischen übersezt von Bronislav Wellek.  
 Prag.

#### Im Sturm.

Ein Bläßchen nur! — Das Boot ist abgestoßen,  
 Die Wogen thürmen sich zu näch't'ger Stunde,  
 Im Brack mit einem Neufundländerhunde  
 Ließ man zurück den buckligen Matrosen.

Schlecht gieng ihm's bei des Sturms, der Wogen Tosen,  
 Gesehn wird er allein vom treuen Hunde.  
 „Ob Platz für mich ist oder ihn, gebt Kunde!“ —  
 „Für einen bloß!“ — „So nehmt den Hund, den großen!“

Das Boot ward von dem Sturm hinweggetrieben.  
 Der Mutter denkt, der auf dem Brack geblieben,  
 Von der er einst den theuern Hund bekommen,  
 Da Menschen zu ihm keine Liebe fänden.  
 Schon sinkt das Brack — er fühlt mit schlaffen Händen  
 Ein zottig Haupt: der Hund war 'rückgeschwommen!



## Bei der Druckerpresse.

Die Stirn voll Schweiß, mit mühsamer Miene  
 Stand abends er bei seiner Druckmaschine.  
 Ein jeder Muskel bebt an seiner Hand,  
 Die Haare kleben, schwankend er so stand  
 Und sank fast auf das Rad, matt von der Qual,  
 Das umgedreht er heut' viel tausendmal.

Ans Eisen kalt lehnt er den schweren Leib.  
 Heut' druckte er ein Buch zum Zeitvertreib  
 Der Leut'; nun starrt er brütend in die Bogen,  
 Von denen sechzig aus der Presse flogen  
 In der Minute — hört nur, wie es kreischt,  
 Und fühlt nur, wie's sein armes Herz zerfleischt!  
 Er griff nach einem, voll von schönen Reimen,  
 Von Menschenglück erfüllt und Liebes träumen,  
 Vom Frühlingshauch, der lau durchweht den Hain,  
 Von Vogelsang und Wald und Sonnenschein —  
 Wenn aus Gewölk Schnee auf die Schläfen fällt,  
 Wie man all's Glück von theurer Hand erhält.

Die Backen nieder eine Thräne schleicht:  
 „Das Märchen, ach, zu dichten ist so leicht!“  
 Er streicht mit schwerer Hand die Augenbrauen,  
 Ein Lächeln leicht ist um den Mund zu schauen,  
 Als an der Brust er barg davon ein Stück:  
 „Vielleicht erleb' ich heut' im Traum solch Glück!“



## Ja, ich schlief und schlief auch nicht!

Ja, ich schlief und schlief auch nicht,  
 Schlief ich, war's nicht lange,  
 Denn mir war die ganze Nacht,  
 Liebster, nach Dir bange!

Träumte, daß auf weißem Roß  
 Wir geritten beide,  
 Aus der Ferne Glockenklang  
 Grüßte uns voll Freude.

Und vom Weißdorn war der Weg  
 Nach der Kirch' erblühet,  
 Mütterchen rief uns noch zu:  
 „Hin mit Gott denn ziehet!“

Morgens bin ich aufgewacht —  
 Träumt' ich oder wachte?  
 Glockenton! Vom Weißdorn rings  
 Weiß die Kammer lachte!

Nein, mit Myrtenkränzleins Zier  
 Kamen Brautjungfrauen,  
 Und Dein Köpfelein vor der Thür  
 Stampfend war zu schauen!



### Die Kinder.

Von Euern Wangen lächelt uns die Welt,  
 Das Leben an, erfüllt vom Glanz der Sonne,  
 Wohin der Sorgen Schatten noch nicht fällt,  
 Wo all's verschmilzt zu ungetrübter Wonne.

Die Blüte seid Ihr, duftend, die im Mai  
 Erblühet auf des Lebens öder Heide,  
 So wahrhaft, schlicht, da Ihr von Fehle frei,  
 Auf Eurer Stirn der Sorglosigkeit Freude.

Wer, theure Kinder, kann Euch nahen kühl,  
 Forschenden Blicks die Stirn in Falten legen?  
 Hier strömt und lebt und spricht nur das Gefühl,  
 Hier spricht das Herz und nicht des Hirns Erwägen.

Wir lehren leben Euch und wissen nicht,  
 Daß man von Euch ja lernen soll, vermessen:  
 Des unschuldsvollen Herzens Schlag so schlicht,  
 Die Kindlichkeit, die wir schon längst vergessen.

Ihr seid so rein -- voll Staub wir im Gewühl,  
 Und un're Herzen sind von Eis umgeben,  
 Wir schüßen Arbeit vor, manch hehres Ziel,  
 Verstehn es nicht, zufrieden, ach, zu leben!

Es träumt von Himmelsphären der Ascet,  
 Der Denker sucht des Menschenglückes Sonne --  
 Sie ist so nah: aus Eurem Lächeln weht  
 Ja des verlorenen Edens ganze Wonne!



### Sphinx.

Im Abendroth wankt durch den Sand der Wüste  
 Ein Wand'rer, kann sich kaum mehr aufrecht halten,  
 Gedanken hungrig ihm das Herz umkrallen,  
 Im Blick den Durst unsäglicher Gelüste.

Dem hager'n Vogel gleich, der an der Küste,  
 Vergeblich kämpfend gegen Sturmgewalten,  
 Beim Leuchthurm kraftlos stürzt, sinkt einem alten  
 Steinbild der Sphinx der Müde an die Brüste.

Er freischt: „Dem Brack, im Daseinsturm zersplittert,  
Sag', stummes Ungethüm, was ist das Leben?“  
Die Sphing ist stumm, und nur die Wüste zittert.

Am Morgen schien zum Mund der Sphing zu neigen  
Des Todten Ohr sich; rings lag tiefes Schweigen —  
Nun hat die Sphing die Antwort ihm gegeben.



### Großlied.

Von Ambros Mayr.

Trient.

Immer blauer wird der Himmel,  
Immer sanfter wehn die Winde,  
Immer heller strahlt die Flamme,  
Die vom hohen Aether stieg.

Munter rinnt die kühle Quelle,  
Löst und bricht die starre Rinde,  
Die des Pulses Schlag ihr hemmte,  
Und der Lenz erringt den Sieg.

Auf, Du Theure, träume, träume  
Von dem gold'nen Frühlingsmorgen,  
Von dem Duft der Maientage  
Und von Rosen ohne Zahl.

Öffne denn Dein Herz der Freude,  
Laß die Thränen, laß die Sorgen:  
Deine Sehnsucht wird zur Wahrheit  
Und zur Wonne Deine Qual!



## Die Äbtissin von St. Clara.

Eine Erzählung aus dem alten Wien.

Von Ludwig v. Mertens.

Wien.

An Fritz Lemmermayer in Wien.

Mein lieber Freund!

Ich will Ihnen eine alte Familiengeschichte erzählen. Die Familie ist längst ausgestorben. Aber sie war hochangesehen, und den letzten Mitgliedern derselben sind viele Thränen nachgeweiht worden. Es waren diese der Herr Johann David von Palm, kaiserlicher Hofrath in Wien, gestorben im Februar 1721, und dessen Töchter Josefa und Gabriele.

Die Erzählung hat einzig nur für jene Leute einen Wert, welche gerne in alten Familienschriften kramen, Documente durchstöbern und in Kirchen und auf Friedhöfen verwitterte Grabsteine auffuchen.

Das jetzige Lesepublicum hat wenig Theilnahme für die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts vor Voltaire und Rousseau und kann kein Verständniß haben für eine Zeit, deren Verhältnisse so gründlich verschieden von den jetzigen gestaltet waren.

So gründlich. So bis in das Kleinste des Denkens und Empfindens.

Die Glaubensinnigkeit bei wackeren Männern und Frauen rührt uns nicht selten, aber das starre Festhalten an Vorurtheilen ohne Zahl wirkt auf uns freier Denkende immer peinlich. Und innerhalb so enger Grenzen haben gute, liebevolle, kraftvolle Menschen ihr Dasein bethätigt in wahrhaft kindlicher Heiterkeit, stark im Unglücke und in einer Pflichttreue, welche wir bestaunen.

Das Leben, das ist das Handeln jener drei Personen, von denen ich erzählen will, wäre mir unverstündlich, wenn ich nicht mit größter Hingebung und freudigem Interesse ganze Berge von alten Briefen und Erinnerungen meiner eigenen Familie durchforcht hätte und nicht selbst unter ähnlichen Familientraditionen aufgewachsen wäre.

Meine Urgroßmutter wurde im Jahre 1714 geboren; sie starb mit 96 Jahren, zwar 16 Jahre vor meiner Geburt, aber ihre kraftvolle Persönlichkeit hat derartig auf ihre nächsten Nachkommen, darunter auf meine Mutter, eingewirkt und die Mehrzahl dieser meiner Verwandten von mütterlicher Seite starben gleichfalls in so hohem Alter und waren sämmtlich von so klar ausgeprägtem Charakter, daß ich wohl sagen darf,

ich sei aufgewachsen in den Traditionen der sogenannten „spanischen Zeit“ in Wien.

Die Erinnerung an meine Verwandten väterlicher und mütterlicher Seite erleichtert mir das Verständniß jener Zeit, in welcher die Familie des Reichsfreiherrn von Palm gelebt und gehandelt hat.

Sie aber, mein junger Freund, sind völlig ein Sohn der Jetztzeit, und Sie werden bei Lesung der Erzählung nicht selten unmutig ausrufen: „Ist es möglich, daß so kräftige Geister, so liebevolle Herzen in einer uns jetzt völlig unbegreiflichen Weise geurtheilt und empfunden haben?“

Ich selbst würde es nicht glauben können, wenn mich nicht „alte Familienbriefe“ davon überzeugten.

Wie sich edle, vornehme Gesinnungen in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts vor der Zeit eines Voltaire und Rousseau, aber nach Leibniz bewährt haben, das will ich erzählen.

Und ich verspreche Ihnen, dem Freund vergilbter Documente und verwitterter Grabsteine, einen eigenthümlichen Genuß, den Reiz, die von Ihnen so innig bewundernten Barockpaläste Wiens lebhaftig bewohnt und belebt zu sehen.

Und sollten Sie hin und wieder an der Wahrscheinlichkeit zweifeln, so würde ich Ihnen einen alten Brief, ein altes Tagebuch in die Hand geben.

Es war immerdar, ich könnte fast sagen: so lange ich nur einen Buchstaben schreiben konnte, mein Streben, die Heimat Wien aufs genaueste zu schildern. Schon in den Kinderjahren hatte ich diesen Trieb, umso viel mehr, als ich Rom und Paris kennen gelernt hatte.

Ludwig v. Mertens.



#### Die Äbtissin von St. Clara.

Im April des Jahres 1715 stand ein noch sehr junger Mann, arg bestäubt und mit einem Ranzen auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand, vor einem durch Alter geschwärzten, großräumigen Hause in der Singerstraße zu Wien. Der Jüngling schien unruhig oder zweifelhaft zu sein, denn er starrrte das steinerne Wappen über dem Thore unverwandt an, stieß einen Seufzer aus und blieb an seinem Platz gebannt.

Eine alte Frau humpelte, auf ihren Stock gestützt, vorüber. „Dem Ärmsten geht es schlechter als mir, so krank ich bin,“ stieß sie unwillkürlich heraus. „Er ist ja blaß wie der Tod.“ Sie blieb neugierig vor ihm stehen.

Der Jüngling ward ganz roth. „Wem gehört das große Haus hier gegenüber?“ fragte er, um etwas zu sagen.

„Dem gnädigen Herrn, dem Baron Palm, einem wahren Vater der Armen. Gehe Er nur ins Thor! Es ist gerade die Stunde. Gleich links ist das Zimmer, wo er Almosen vertheilt. Er baut sich täglich einen Staffel in den Himmel.“ Die alte Frau gieng freundlich nickend ihren Weg.

Der Jüngling wischte sich den Schweiß von der Stirne. Er wandte sich. Da stand hinter ihm die schmucke Kirche und das dazu gehörige Kloster St. Nikola. Gerade wie es ihm seine kürzlich verstorbene Mutter gejagt hatte.

„Mutter,“ flüsterte er, „Du hast meinem Vater viel aufgeopfert! Den Palast da drüben, die sonnige Stadt, die traute, Dir so theuere Kirche St. Nikola, an welcher Dein liebes Herz bis zu Deinem Tode gehangen, obgleich Du den katholischen Glauben abgeschworen. Mein Vater war es wohl wert, der weise, edle Mann! Aber was war er anfänglich in Deinen jungen Augen? Was ich jetzt vor diesem alten, gewaltigen Adelshause bin. Ein Bettler, ein Andersgläubiger aus dem verachteten Norden. Mutter, Du hast ein muthiges Herz gehabt!“

In diesem Augenblicke schritten aus der Kirchenpforte drei Frauen. Eine alte im umfangreichen Reifrocke, mit einer Haube, welche sich wie ein Fächer über dem rothen, dicken Gesichte erhob. Ihr folgten im Gespräch zwei junge Mädchen, zwar auch in starre blaue Stoffkleider mit Schnappenleib gezwängt, aber deren fester Lockenbau war nur mit dünnen Schleiern bedeckt und sie blickten so freundlich auf den beschämten Jüngling.

Dann sahen sich beide mit großen Augen an. Die Ältere, etwa dreiundzwanzigjährig, wandte bald den Blick ab, aber die Jüngere, etwa siebzehnjährig, blieb stehen wie ein neugieriges Kind und konnte oder wollte sich dem Anblicke des jungen, schlanken „Handwerksburschen“ nicht entziehen. Wie kindisch! Aber der hatte so besondere lichtblaue Augen und einen gar lieben Mund. Der Arme war so bleich.

Die alte, dicke Dame mußte dreimal und in immer energischerem Tone „Gabriele!“ rufen, ehe das neugierige schlanke Mägdlein über die Straße hüpfte. Die ältere Schwester blickte vom Thore des vornehmen großen Hauses auch noch einmal hinüber nach dem „reisenden Handwerksburschen“, und auch sie verzögerte ein wenig den Schritt. Aber sie schämte sich doch und gab der kindischen Schwester einen Verweis, als diese laut ausrief: „Das war ja der Engel Gabriel, mein Schutzpatron, mit dem goldenen Haar. Gnädige Frau Tante Wutschletitsch, schaue Dich doch nach meinem Heiligen um! Ist er nicht schön, als wäre er vom Himmel heruntergefallen?“

Die Tante, deren Mutterchwester, gab sich sehr ungehalten. „Bringe mich nicht abermals in Zorn wie heute schon zehnmal!“ Aber die kindische Gabrielle versetzte der dicken Tante einen derben Schmatz und hüpfte voraus nach der breiten Treppe, welche von dem dunklen Flur aus in die drei Stockwerke des weiträumigen Hauses hinaufführte.

Der schlanke Jüngling mit dem Ranzen auf dem Rücken war auch ganz Auge gewesen. Und jetzt blickte er noch immer, aber mit weit größerer Entschiedenheit nach dem vornehmen Hause.

„Was habe ich zu fürchten? Nichts, nein, nichts. Möge mich auch der Oheim stolz aus dem Hause weisen, den Sohn seiner Schwester! Ein Sachse bin ich und ein Protestant, ein Fremdling und ein Bettler. Aber ich will ihm sein Almosen vor die Füße werfen, wenn er dem

Sohne der Schwester mit Hochmuth ein „Almosen“ reicht. Das bin ich dem Vater schuldig. Aber den letzten Gruß meiner Mutter will ich dem Hause bringen.

Der Jüngling schritt aber für jetzt die Straße hinab.



Die freiherrlich Palm'sche Familie saß bei Tafel. Der alte Herr obenan in einem bequemen Armstuhle; hinter ihm stand der greise Kammerdiener, zunächst zu dem Zwecke, die geleerten Zinnteller abzuheben, diese den wartenden Lakaien zu übermitteln, das blanke Geschirr dafür in Empfang zu nehmen, dasselbe abzuwischen und vor den Herrn auf den Tisch zu stellen.

Der sorgliche Diener aber hatte diesmal mehr zu leisten. Herr Johann David von Palm litt seit mehreren Tagen an krampfartigem Husten, war deshalb hastiger als sonst in seinen Bewegungen, und so verschob sich nicht selten dessen Allongeperücke in bedenklichster Weise. Die alte Perücke, schon längst nur mehr zum Hausgebrauche verwendet, saß nicht mehr fest, und so fand der emsige Herr Ambrosius Wagner stets daran zu ordnen und zu richten und ins Gleichgewicht zu bringen.

An der Längseite des Tisches rechts, auf einem Lederstuhle mit hoher Rücklehne, saß Frau Kosalia von Wutschletitsch, geborene von Franckenhofen, Kammervorsteherin der durchlauchtigen Frau Erzherzogin Maria Amalia, der jüngsten Tochter weiland Seiner römisch-kaiserlichen Majestät Josefs I. Sie gab etwas auf ihren Stand. Und umsomehr hier im Hause des „precieusen“ Herrn Schwagers, dessen Name doch „einigermaßen“ jünger war als jener der Reichsfreiherrn von Franckenhofen. Frau Kosalia hatte aber doch einmal in ihrem Leben und „leider“ im bedeutungsvollsten Augenblicke eine Art von Schwäche gezeigt. Es wurde ihr, „noch dazu auf einer Assemblée beim Grafen von Althan“, unvorsichtigerweise ein junger, bildschöner croatischer Fähnrich vorgestellt. Sie war damals dreißig Jahre alt und sehr „precieuse“, der croatische Adonis zählte erst zweiundzwanzig Jahre und war der jüngste Sohn einer „obsuren“, aber wenigstens adeligen armen Familie.

Der Adel war nur anerkannt, aber nicht einmal zu beweisen, denn die Türken hatten, „car tel est leur plaisir, alle Adelsarchive in Croatien, Serbien und Bulgarien zerstört“. Wie schändlich, aber was konnte man von den Türken Besseres erwarten!

Der Fähnrich, Damian von Wutschletitsch, hatte sammtene schwarze Augen und — eine so schlanke Gestalt. Dabei war er „fernig wie ein geschälter Mandelkern“. Und Kosalia Reichsfreiein von Franckenhofen war sehr reich, zu ihrem Unglücke elternlos und ganz unabhangig und fragte in einer sehr schwachen Stunde — ob Damian von Wutschletitsch . . . ?

Damian war sehr arm, aber praktisch. Die beiden standen gerade auf der Terrasse eines Landhauses, welches Kosalia von Franckenhofen

kürzlich von einem reichen Oheime zu ihren übrigen Reichthümern geerbt hatte. Tief unter ihnen lag die glänzende Hauptstadt mit ihren Thürmen, ringsumher breiteten sich die Sommerpaläste der Großen in ihren Gärten aus, und die Landschaft war in den goldenen Schein des Abendlichtes getaucht.

Der croatische Adonis seufzte und führte die Hand der deutschen Jungfrau an seinen Mund. Die erregte Rosalia sprach das Urtheil aus über beider Lebensglück.

Der Fährich von Wutschletitsch fiel zwei Jahre später in einem Gefecht mit den „ewig aufrührerischen“ Ungarn, und die stolze Rosalia von Franckenhofen war zur Witwe von Wutschletitsch geworden. „Quel horreur!“ Eine Wutschletitsch ohne — Fährich!

Rosalia wollte sich ihrer Natur zufolge geltend machen und nahm endlich, sogar ihrem Adelsstolze entgegen, die plötzlich freigewordene Stelle einer erzhertzoglichen Kammervorsteherin an. Wie im Traume! Wie albern! Sie, welche Anwartschaft gehabt hätte auf die Stelle einer Obersthofmeisterin! Aber jetzt — als Wutschletitsch! Sie wollte wenigstens „commandieren“ und zwar mit Strenge.

Frau Rosalia von Wutschletitsch, geborene Reichsfreie von Franckenhofen, durfte über „besondere“ Gnade der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin-Infantin im Hause ihres Schwagers, des Hofrathes von Palm, wohnen, um die „Direction“ über die Erziehung seiner beiden mütterlosen Töchter zu führen.

Und daher kam es, daß die kleine, dicke Tante Wutschletitsch zur Rechten des Herrn Hofrathes, ihres Schwagers, heute an der Tafel saß. Dem nicht immer gewährte dies ihre Anstellung als Kammervorsteherin.

Hinter dem Stuhle dieser Gnädigen hatte der Friseur des Hauses seinen Stand. Die beiden Mädchen saßen nur auf sogenannten „Tabourets“, denn die Tante wollte keinen Stuhl mit hoher Lehne bewilligen. „Dies schicke sich heute noch nicht für solche Kinder.“ Darum durften nur die beiden jüngsten Lakaien den Dienst hinter den Tabourets der Nichten versehen.

Heute, an einem Wochentage, war das Speisefervice nur aus blankem Zinn. An Sonntagen, an Feiertagen wurden die silbernen Schüsseln und Teller auf den Tisch gebracht.

Die „Regularität“ war im Hause des Reichsfreiherrn von Palm „souveraine“.



Die Tafel war beendet. Der alte Wagner stellte eine kleine silberne Tasse mit einem Theeabguß zur Unterstützung der Verdauung vor den Baron auf den Tisch. Tante Wutschletitsch begann ihren ersten nachmittägigen Kampf mit dem Schlafe, welcher sie zu ihrem Ärger stets nach eingenommenem Diner in der indiscretesten Weise überfiel und oft in den unpassendsten Augenblicken, wenn sie die „Honneurs“ machen sollte.

Die beiden Mädchen nahmen sich jetzt nach beendigter Tafel den Muth heraus, miteinander zu flüstern. Während des Essens durften sie dies der Etikette gemäß nicht wagen. Der Vater hätte dies wohl verziehen, aber die Tante! Mit welchen strengen Blicken aus ihren kleinen, nach dem geringsten Gemusse von spanischem Wein, ihrem Lieblingsgetränke, gerötheten Augen schüchtern sie Nichten und Dienerschaft ein! Aber Morpheus war heute besonders „indiscret“, und davon durften wenigstens die Nichten „profitieren“.

Der alte Wagner, das Factotum des Hauses, war jetzt zutische gegangen, der Saal war leer von Dienerschaft. Da trat ein Sakai ein und begann stotternd: „Euer Gnaden, Herr Baron, da hat sich ein junger Mensch gemeldet, welcher sich durchaus nicht abweisen läßt, durchaus nicht. Er sagte, er sei zugereist aus Sachsen und müsse um alles in der Welt vor Seine Gnaden, den Herrn Baron, zugelassen werden.“

„Aus Sachsen gar? Wie nennt sich der Bursche? Er wird doch seinen Namen genannt haben, Du Dummkopf?“

„Der Bursche sagte, er habe Briefe abzugeben von einer Euer Gnaden Herrn Baron gnädigsten Frau Verwandtin.“

Der alte Herr wurde bleich, so bleich, daß die beiden Mädchen von ihren Stühlen sprangen und Frau Rosalia von Wutschletitsch einen augenblicklichen Sieg über den ihr so feindlich gesinnten Gott Morpheus errang. Die Stimme des Freiherrn zitterte, als er rasch ausrief: „Dummkopf, bringe den jungen Herrn zu mir herein!“

Der alte Baron schien zu ersticken. Er wurde plötzlich so roth, daß Tante Wutschletitsch ihre Fingerspizen in ein Glas Wasser tauchte und dem Schwager die kalten Tropfen ins Gesicht spritzte. Der Baron hustete stark. Der ängstliche Sakai eilte aus dem Saal, und einen Augenblick später trat ein junger Mensch, nicht schüchtern, aber bleich vor Aufregung, in das Gemach. Er war gar nicht imstande zu sprechen. Er machte nur eine tiefe Verbeugung und legte einen Brief auf den Tisch.

Der junge Mensch war in der That so bleich wie Marmor oder besser wie Alabaster. Der Tante schien es, als hätte sie den Jüngling abgebildet auf einer Bronzenuhr als Apollo oder Hermes gesehen, so schön, so schlank, so anmuthig über alle Maßen. Die beiden Mädchen machten keine Vergleiche, aber ihre Augen waren wie gebannt auf den jungen Mann. Gabriele hätte aufspringen und den lieben Knaben küssen, herzlich küssen mögen, aber Josefa erstaunte nur: hat es denn jemals einen so schönen Menschen gegeben, einen Menschen, mit welchem sich gar niemand vergleichen ließ? Josefa schloß unwillkürlich und rasch die Augen, aber sie öffnete dieselben ebenso rasch wieder. „Das ist ja jener wunderholde Mensch, den wir vor der Kirche gesehen haben. O heilige Maria! Wenn nur Gabriele jetzt keine Dummheit macht!“

Das waren Josefa's Gedanken.

Der alte Baron erbrach und las den Brief. Er hustete sehr, sehr heftig, und Thränen rollten über seine runzeligen Wangen. Er hustete so

stark, daß Tante Wutschletitsch sogar den Blick von ihrem Hermes oder Apollo abwandte. „Schwager, Herr Schwager,“ rief sie, „die Tropfen des Doctors Müllerius!“

Aber der alte Herr erhob sich von seinem Armstuhle und ergriff die Hand des bleichen Jünglings. „Komm an mein Herz, und wenn auch die Welt untergehen sollte — *si fractus illabatur orbis!* Meine Pepi, meine heißgeliebte Pepi! Meine Schwester, der nichts, nichts auf Erden glich! Nichts, gar nichts an Schönheit, nichts, gar nichts an Herzensgüte und leider, leider gar nichts an Verstand! Du, lieber Bursche, bist mein Nefse, hole Dich der Teufel, Du bist mein Nefse! Der Sohn der Pepi! Hole sie alle der Teufel, die Philister! Du bist der Sohn meiner einzigen, lieben, schönen, wackeren, stolzen, kräftigen Pepi! Der Teufel soll alle anderen Leute holen!“

Und der alte Herr zog den Jüngling an seine Brust und küßte und drückte ihn so heftig, daß der arme junge Mensch fast den Athem verlor.

Der Baron erhob sich. „Frau Schwägerin, Kinder, das ist der Sohn meiner einzigen Schwester. Niemand von Euch blicke ihn schief an! Ich sage es Euch. Er ist das Kind meiner Pepi. Rosalia, gibt es eine zweite Pepi?“

Der Baron schluchzte laut. Dann sagte er: „Bursche, Dein Vater hat uns Übles angethan. Er war Protestant. Er war mein Erzieher. Ich habe ihn fast so heiß geliebt wie meine Schwester. Die Eltern verbannten ihn, den Gelehrten, als sie sahen, daß Sohn und Tochter durch ihn verblendet wurden. Deine noch sehr junge Mutter, ein halbes Kind, gieng mit ihm. Ich, der ältere Bruder, starb beinahe aus Kummer und mehr, mehr noch aus Kummer um den weisen, edlen Freund. Meine guten, ehrsamten Eltern fluchten Deinen Eltern, Bursche. Auch ich fluchte, mein lieber Bursche. Denn der Zorn, die Scham brachten meine hochverehrten gnädigsten Eltern gar bald ins Grab. O Bursche, Bursche, wie heißest Du?“

Der junge Mann erwiderte bescheiden: „Ich wurde Martin getauft nach meinem Vater Martin Röder.“

„Was wurde Dein Vater?“

„Er war zuletzt Pfarrer in einem großen, wohlhabenden Dorfe bei Dresden.“

„O Gott, der Sohn eines Geistlichen, eines Baalpriesters!“ rief Tante Wutschletitsch im ersten Schrecken.

Der Jüngling aber erhob sich aus seiner Demuth und zwar so rasch, daß sich die beiden Mädchen erschreckt ansahen.

„Eines echten Priesters des echten Christenthums!“ rief der junge Mann sehr laut. „Das ganze Dorf hat ihn hochverehrt und als Wohlthäter gepriesen. Und die Mutter hielt ihn höher, als unser Kurfürst und König den Kaiser hält. Nur nicht ganz so hoch wie unseren Heiland. Der Vater starb, die Mutter starb. Und ich bin hier, nur diesen Brief zu überbringen. Ich kann mir das Brot verdienen, und den Vater lasse ich nicht schmähen. Dies sage ich sogleich den vornehmen gnädigen Verwandten.“

Tante Wutschletitsch war sehr „indigniert“ über den Neffen aus Maaßter. Welche Sprache! Welche Blicke! Und welch ein verwegener Dialect!

Der alte Baron war wie närrisch geworden. Er sprang von seinem Großvaterstuhle auf, die Thränen liefen ihm über die Backen, er wurde bald roth und bald blaß, er streichelte dem zürnenden Jünglinge die Wangen, er drückte denselben an sich, aber er stieß ihn ebenso ungestüm von sich und rief: „Du hast das Gesicht meiner Pepi und die Stimme Deines Vaters. Was soll ich nur aus Dir machen, Burtsche? Schwester, Schwester, was hast Du mir gethan! Was uns allen! Soll ich Dein Ebenbild aus dem Hause stoßen? Kann ich Deinen Sohn in meinem Hause haben? O Jesu, Maria!“

Den Alten schüttelte es förmlich. Die beiden Mädchen hätten wohl gewußt, was zu thun, auch dem verwandten, bürgerlichen, protestantischen Burtschen gegenüber, aber durften sie überhaupt reden? Da trat Tante Wutschletitsch als Deus ex machina auf.

„Herr Schwager,“ sagte sie und trat zwischen Palm und Martin, „Herr Schwager, den wilden Burtschen will ich auf mich nehmen. Man soll nie verzagen. Ich will mir's um die Frau Schwester verdienen. Die Pepi mochte ich zwar niemals recht leiden, sie war mir stets zu oben hinaus. Aber was kann ihr Bub dafür? Ich will ihm seine Mücken schon vertreiben. Herr Schwager, der arme Teufel hat gewiß Hunger. Laß ihm was zu essen bringen! Da trink ein Glas guten Weines! Und hör' mich! Ich will Deine gnädige Mutter sein. Du erbarmst mir. Bist jung und dumm. Ich werde Dir schon Deinen protestantischen Teufel austreiben. Auf mich darfst Du rechnen. Hab' ich gleich Haare auf den Zähnen, einen armen Teufel lasse ich mit Willen nicht sinken. Und höre, Herr Schwager! Das gefiel mir an der Pepi, daß sie einen dummen Streich gemacht hat. Habe ich nicht auch den Wutschletitsch lieber gehabt als alle die Grafen? Komm, Bub, Deiner Mutter zuehren will ich für Dich sorgen! Du sollst bei mir bleiben. Zwar nicht in der Burg, wo ich gleichfalls Wohnung habe, aber in meinem schönsten Hause draußen vor der Stadt. Im Garten. Für Dich soll gesorgt sein. Die Gärtnerin ist eine honette Person. Verlaß Dich drauf! Und trinke jetzt, Du sollst mir nicht krank werden!“

Josefa hatte geschelt. Das war verwegen von der Nichte. Aber jetzt machte sie sich nichts daraus. Die alte Tante hatte eine Mauer eingerissen, und in die Bresche stellte sich die Nichte. „Johann, bringe Er Suppe, Fleisch, Salat, Braten, aber sogleich!“

So muthig hatte Josefa noch in ihrem Leben nicht gehandelt.

Gabriele starrte kindisch bald den Vetter, bald die Tante an.

Der junge Sachse empfand sich wirklich in einer ihm ganz neuen Welt, in einem Palaste. Und in diesem Palaste voller Prunk und Geschraubtheit gefiel ihm am besten die alte schneidige Tante, wollte sie ihm auch den „Protestantismus“ austreiben. Die war doch fernig und wußte, was sie wollte. Sie sah ihm auch so offen ins Gesicht.

„Du katholischer Satan,“ dachte Martin, „Du hast doch ein starkes Bewußtsein. Und ein Herz dazu. Du sagtest, daß meine Mutter recht gethan hat. Dir will ich trauen. Den anderen allen nicht.“

Der Lakai brachte das Essen. Tante Wutschletitsch schenkte Wein ein und stellte die Flasche vor Martin hin. „Iss und trink! Das hält Leib und Seele zusammen. Und Du sollst mir ein Mann werden! Denn ich will Deine Seele retten.“

Der alte Freiherr fühlte sich sehr unbequem. Er hustete viel. Er blickte schief auf den hereingeschneiten, ihm doch so nahe verwandten Gast und noch schief auf die schneidige Frau, welche so rasch den gordischen Knoten zerschnitten. „Das unausstehliche Teufelsweib! Ich bin doch Pepis Bruder, und er ist Pepis Sohn. Aber sie will ihn retten, wie sie den Wutschletitsch gerettet hat.“

Der protestantische Keffe ließ sich trotz aller Erregung Braten und Wein vortrefflich schmecken. Die gute Tante verschlang ihn selbst, zwar nur mit Blicken, aber sie genoß heute nach dem Diner das beste Diner. Selbst Wutschletitsch, der schlanke Fährich mit den schwarzen Sammtaugen und dem olivenfarbigen „Teint“, war nicht so rehartig, nicht so waldbfrisch gewesen.

Baron Palm erhob sich jetzt, gieng aus dem Saale und kehrte bald wieder zurück. Er legte einen seidenen Beutel, gefüllt mit hundert Ducaten, vor den Jüngling hin. „Da hast Du, Bursche, Deinen Zehrpennig in Wien. Er ist aus dem Erbtheile Deiner Mutter, dem Erbtheile, das ihr nicht ausbezahlt werden konnte.“



Das Landhaus der Frau Rosalia von Wutschletitsch stand auf einem Hügel vor der Stadt. Das Haus war klein, aber palastartig wie alle die Hunderte von prächtigen Sommerhäusern ringsumher erbaut. Von seinen hohen Fenstern aus sah man in die Weingärten, in die Obstwäldchen und holländischen Ziergärten der reichen Bürger hinab, welche den wellenförmigen Thalgrund rings um die Stadt bis zur Donau überdeckten, anfüllten. Der Blick war sehr schön. Die größte Zierde der Gegend aber waren jene nach neuromischen Mustern im Barockstile erbauten Sommerpaläste des reichen Hochadels, welche die zahlreichen Anhöhen krönten. Diese waren ja der Stolz nicht des Adels allein, sondern auch der Bürgerschaft, denn das äußere Wien im Grünen, im Freien nahm sich viel großartiger und kaiserlicher aus als das finstere, hässliche Wien mit seinen engen Gassen und überriechenden Winkeln zwischen den Festungswerken. Herausßen konnte man das reiche Land vollauf genießen.

Martin saß zwei Tage nach seiner Ankunft in Wien auf der Terrasse des bemeldeten Landhauses. Ihm war so weh, ihm war so wohl. Er sah aus wie nach oder vor einer schweren Krankheit. Es wurmte tief in ihm, daß man hier seines Vaters als eines Ausgestoßenen, seiner Mutter als einer Leichtsinigen gedachte. Er empfand sich ganz geschwächt dadurch. Der Streit mit der strammen Frau Tante, welche

ihm bereits wiederholt den Protestantismus gründlich auszutreiben versucht hatte, der machte ihn freilich wieder gesund. Auch thaten dem Jünglinge die sanften, so grundgütigen Blicke und die milden Reden der beiden jungen, vornehmen Basen wohl.

Hofrath von Palm besaß in nächster Nähe einen Weinberg mit großem Sommerhause und einen holländisch angelegten Garten dabei. An warmen Nachmittagen im Frühjahre kam er dann mit den Töchtern, sich an der Luft zu erquicken. Die schwere Staatscarosse wurde von den alten, leuchtenden Kappen mühselig den steilen Hohlweg hinauf gezogen.

Von der Terrasse aus sah jetzt Martin auf die schmalen Wege des ganz regelmäßig in Tulpenbeete eingetheilten Palm'schen Gartens hinab. Die Wege glänzten dem Geschmacke der Zeit nach in ihrem farbigen Sande nicht viel weniger als die Blumenbeete. Es lag heißer Sonnenschein darauf, aber die beiden Basen traten doch aus dem schattigen Gartenlaale, um sich zu „divertieren“. Sie thaten dies heute viel lieber als sonst, wenn ihnen der gnädige Herr Vater befohlen hatte, „sich zu divertieren“.

Gabriele gieng rasch der Terrasse zu und grüßte den Vetter mit dem geschwungenen Sonnenschirme. Josefa folgte langsamer und nachdenklich. In ihrem guten Herzen war derselbe Streit, welchen auch Martin auszusechten hatte. Josefa war ein wenig schwärmerisch, aber nur ein wenig. Nur so viel, daß sie ihren thatfreundigen Sinn, ihren Blick in das gewöhnliche, ganz ordinäre Leben mit einigen hübschen Bildern aus einer edleren Welt ausschmücken konnte. Josefa kam oft auf ein kurzes Gebet in die so nahe Kirche St. Nikola. Es freute sie, daß der von dem berühmten Maler Altomonte auf dem Altarbilde dargestellte Engel Gabriel eine so auffallende Ähnlichkeit mit ihrem Vetter Martin zur Schau trug. Darin lag eine Art von Heiligung ihrer Zuneigung. Aber der arme Vetter war ja Protestant. Welch eine Scham für ihn, den Sohn eines falschen Priesters, durchzog ihr Herz! Aber auch welch ein Mitleid!

